



DAS JOHANNEUM

Magazin des Vereins der ehemaligen Schüler der Gelehrtenschule des Johanneums e.V.



Journalismus investigativ

Elena Kuch recherchiert vor Ort

DESY
Forschen am
kältesten Ort der Welt

Carl Albrecht Oberg
Der „Schlächter
von Paris“

Donald Trump
In Texas hochgelobt

Liebe Ehemalige,



in Zeiten, in denen wir von Fake News überschwemmt zu werden scheinen und „alternative Fakten“ präsidentielle Weihen bekommen, tut es gut, daran zu erinnern, was für ein hohes Gut **Qualitätsjournalismus** ist. Elena Kuch (abit. 2004) und Andreas Orth (abit. 1975), sie NDR-Journalistin, er TV-Autor, zeigen, was investigativer Journalismus zu leisten vermag. (Seite 10 und 14)

DAS JOHANNEUM hat sich bisher noch nicht besonders intensiv um die **naturwissenschaftlich-technische Ausrichtung** unserer Ehemaligen gekümmert. Wir wollen dies ändern und beginnen mit einem Ausflug ins DESY in Hamburg-Bahrenfeld, wo Max Hachmann (abit. 2011) gerade seine Masterarbeit beendet hat. (Seite 20) Auch Umweltfragen beschäftigen uns diesmal: Der Spezialist hierfür ist Jochen Luhmann (abit. 1966). (Seite 22)

Mit Bernd-Ulrich Budelmann (abit. 1962), der seit 30 Jahren in den USA lebt, haben wir einen kompetenten Gesprächspartner gewonnen, der uns aus erster Hand berichten kann, was sich in Amerika geändert hat, seit **Donald Trump** US-Präsident ist. Sehr ermutigend klingt das leider alles nicht. (S. 23)

Uwe Reimer (rect. olim), der mittlerweile zu unserem „Haushistoriker“ geworden ist, hat sich auf Spurensuche nach dem „**Schlächter von Paris**“, Carl Albrecht Oberg, begeben. Oberg verließ das Johanneum bei Kriegsausbruch 1914. In den 1930er Jahren und während des Zweiten Weltkriegs hinterließ der SS-Führer nichts als Zerstörung und Vernichtung. (S. 26)

Noch ein letztes Mal geht es in dieser Ausgabe um das **Reformationsjubiläum**. Hans Kurigs (praec. olim) Forschungen, die wir posthum veröffentlichen, zeigen uns Luther von einer weitgehend unbekanntem Seite, nämlich als „Disputator“. (Seite 28)

Das Johanneum – auch wenn es uns manchmal wie ein Fels in der Brandung erscheint – unterliegt natürlich auch Veränderungen. Sie wissen ja: **tempora mutantur et nos in illis**. Uli Gerhardt (abit. 1970 und praec. olim) erzählt, was sich alles geändert hat in den letzten 50 Jahren. Als Schüler und langjähriger Lehrer des Johanneums ist er ein echter Insider, dem niemand etwas vormachen kann. (S. 33) Wer noch weiter zurückblicken möchte, kann das tun: Als das Johanneum 1914 den Domplatz in der Innenstadt als Standort aufgab, verließ es damit ein völlig vernachlässigtes Gebäude. Ein Bürgerschaftsbericht hatte Missstände aufgedeckt, die einen Neubau zwingend erforderlich machten. (S. 32)

Wärmstens empfehlen möchte ich Ihnen das diesjährige **Alumni Dinner** am 28. September. Unser Speaker ist Frank Engelbrecht (abit. 1984), der ja bekannt ist für seine leidenschaftlichen Beiträge zur Hamburger Stadtentwicklung. Er wird sicher auch an diesem Abend den städtebaulichen Diskurs auf Trab bringen. (S. 6) Die Einladung zum Alumni Dinner sollten Sie bereits erhalten haben. Sollte das nicht der Fall sein, schauen Sie doch bitte auf unsere Homepage (www.ehemalige-johanneum.de).

Herzliche Grüße aus Hamburg

Uli
Nikolaus Schrader

Dr. Nikolaus Schrader (abit. 1983), Vorsitzender des Vereins der Ehemaligen der Gelehrtenschule des Johanneums



Rechercheurin

Titel
*„Journalismus mit Haltung“ –
 Elena Kuch erhält Deutschen Fernsehpreis* S. 10
*Unerschrocken nachfragen –
 Andreas Orth geht den Dingen auf den Grund* S. 14

Magazin
Aus alter & neuer Welt S. 4

Geburtstag
Uwe Reimer 70 S. 7

Bücher & mehr
Matthias Marissal – Buchhändler mit Tradition S. 18

Natur & Technik
Max Hachmann forscht am kältesten Ort der Welt S. 20
Hans-Jochen Luhmann setzt sich für Klimaschutz ein S. 22



TV-Autor

Ausland
In Texas hochgelobt – Bernd-Ulrich Budelmann über Donald Trump S. 23

NS-Zeit
Carl Albrecht Oberg – Der „Schlächter von Paris“ S. 26

Christ & Welt
Hans Kurig über Luther als Disputator S. 28
Jan Bertheau: Kreuzigungsbild S. 31



Buchhändler

Leserbrief
Humanismus – ein unaufgebbarer Großbegriff S. 30

Schulgeschichte
„Hygienisch untragbar“ – das Johanneum zieht nach Winterhude um S. 32
Das Johanneum einst und jetzt – Gespräch mit Uli Gerhardt S. 33
„Extrem einfach“ – Mathias von Marcard über die Hödhütte S. 35



Experimentator

Werkschau
Aus der Ehemaligenproduktion S. 36

Lebenswandel
Private & berufliche Veränderungen S. 37

Abschied
Verstorbene Ehemalige S. 43



Twitterer

Impressum
Redaktion & Verein S. 13

BUGENHAGEN-COMIC ERSCHIENEN



Die Nordkirche widmet dem Schulgründer und „großen Reformator des Nordens“ Johannes Bugenhagen zum 500. Reformationstag einen eigenen Comic. Bugenhagen sei, so der Greifswalder Bischof Hans-Jürgen Abromeit,

der die Comic-Autoren fachlich beraten hat, fast völlig in Vergessenheit geraten. Dem wolle man nun abhelfen. Der Comic ist erhältlich unter: <https://www.bestellung-nordkirche.de>

KOMPONIEREN, UM SCHULDEN ZU BEGLEICHEN

In der vorigen Ausgabe wurde, aus Anlass seines 250. Todestags, des ehemaligen Cantors des Johanneums, Georg Philipp Telemann, gedacht und seine ungeheure Schaffenskraft hervorgehoben („Mit über 3600 verzeichneten Werken ist er einer der produktivsten Komponisten der Musikgeschichte“). Inzwischen ist eine weitere Telemann-Biographie erschienen („Georg Philipp



Telemann und seine Zeit“, Laaber Verlag), der wir neue Erkenntnisse verdanken. Autor Siebert Rampe hat herausgefunden: Telemanns Frau hatte immense Spielschulden angehäuft, die er begleichen musste. Kam daher sein Arbeitseifer? Nach der Scheidung konnte der Vielbeschäftigte seine Arbeitslast jäh reduzieren und sich endlich seiner wahren Leidenschaft widmen, der „Blumen-Liebe“.

ZAHLEN UND FAKTEN

In diesem Jahr haben 85 Johanniterinnen und Johanniter die Reifeprüfung bestanden, davon 4 mit der Bestnote 1,0. 38-mal stand die „1“ vor dem Komma. Mit einem Notendurchschnitt von 2,09 lag das Johanneum an 7. Stelle in Hamburg, hinter dem Helene-Lange-Gymnasium und knapp vor dem Christianeum. Die Durchschnittsnote aller Hamburger Gymnasien lag bei 2,3. Im August wurden 137 Sextaner eingeschult; fünf 5. Klassen wurden eingerichtet.

KLASSENTREFFEN: VERTRAUTE FREMDE

Tilman Allert, FAZ-Autor, bezeichnet Klaskentreffen als einen „deutschen Geselligkeitsklassiker“ im Leben zwischen Familie, Beruf und Verein: „eine Kultur der Zusammenkunft, heiliggesprochen und in rührender Zeremonialität praktiziert von den einen, unbedingt

TERMINE

28.09.2017, 19.00 Uhr: Alumni Dinner mit Pastor Frank Engelbrecht

30.10.2017, 20.00 Uhr: Texte und Musik anlässlich des Reformationsjubiläums, Ort: Hauptkirche St. Petri

20.11.2017, 19.00 Uhr: Evi Sarantea stellt ihr Buch „Das Gesicht hinter dem Marmor“ vor

01.12.2017, 16–19.00 Uhr: Weihnachtsbasar

12., 13. und 14.12.2017, 19.30 Uhr: Weihnachtskonzerte

27.12.2017, 18.00 Uhr: Ehemaligencocktail

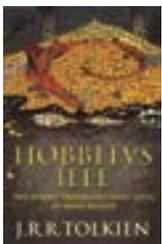
gemieden von den anderen, die nicht an eine biographische Phase erinnert werden mögen, deren prägenden Einflüssen sie froh sind entronnen zu sein.“ Allert erkennt im Klasesentreffen ein „Lehrstück in praktisch erfahrener Soziologie“: „Vergemeinschaftete Blödelei im Sog des Infantilen“ (ein Wort genügt und alles prustet los) gehöre genauso dazu wie das Wiederaufleben der üblichen Positionen in der Soziometrie der Klasse (Klassenclown, Streber, Rebell), der vorsichtige Austausch von Erfahrungen genauso wie die selbstverherrlichende Statusdemonstration.

HUMANISTISCH LEUCHTEN



Die Wagenfeld-Lampe gilt als Ikone der Bauhaus-Moderne. Die Wochenzeitung DIE ZEIT (Nr. 53, 2016) hat jetzt die humanistischen Qualitäten dieses Designklassikers entdeckt: „Die Leuchte steht nicht zuletzt für moralische und geistige Werte; mit ihr kann man sich im weitesten Sinne zu Humanismus und Aufklärung bekennen.“ Wer diese Lampe aufstellt und einschaltet, kündigt von einer „Welt, in der der Mensch sich als geistiges Wesen erfahren kann.“ Meint DIE ZEIT.

„HOBBITUS ILLE“



Dass es lateinische Übertragungen der „Asterix“-Bände gibt, dürfte bekannt sein. Weniger geläufig ist wahrscheinlich, dass es J. K. Rowlings „Harry Potter“ auf Altgriechisch gibt. Der britische Gräzist Andrew Wilson übersetzte „Harry Potter und der Stein der Weisen“ ins klassische attische Griechisch. Bei magischer Terminologie musste er schöpferisch werden: Quiddich, das Ballspiel auf Flugbesen, heißt bei ihm „ikarosphairiké“ – worin die Gestalt des Ikarus und das griechische Wort für Kugel anklingen. Leichter ist die Lektüre von Tolkiens

„Hobbitus ille“. Wem Tacitus zu schwer und Caesar zu langweilig ist, der kommt mit der lateinischen Übersetzung von Frodo Beutlins Abenteuern auf seine Kosten.

IMMER NOCH SKANDALAUTOR: PUBLIUS OVIDIUS NASO

Der römische Dichter Ovid taugt offenbar noch immer für Skandale. An britischen und amerikanischen Universitäten ist er den Gender-Anhängern ein Dorn im Auge, weshalb



Provoziert: Ovid

seine „Metamorphosen“, ein Hexameter-Epos mit rund 250 Sagen, nur mit einem Warnhinweis zur Lektüre empfohlen werden. Hier würden Frauen diskriminiert, seelische Verletzungen seien nicht ausgeschlossen. Wenn der vor 2000 Jahren gestorbene Dichter das wüsste, würde er sich im Grabe umdrehen. Denn genau das wollte er vermeiden: das Lesen zur unmittelbaren Identifikation, das ohnehin jedem Literaturverständnis abträglich ist. Der Hamburger Bildungsplan ist da souveräner: Ovid zählt zu den „Basisautoren“, an denen das „Erleben der Welt in poetischer Gestaltung“ vermittelt wird. Jedenfalls sind



Galatée: skandalös?

die Metamorphosen neben der Bibel ein Grundbuch der literarischen und bildlichen Motive, das über zwei Jahrtausende eine unüberschaubare Menge von Kunstwerken inspiriert hat. (Siehe Heike Schmall, FAZ vom 14. 1. 2017)

ALUMNI DINNER 2017

Alle zwei Jahre lädt der Verein Ehemaliger Schüler alle Abgegangenen und Anhänglichen zu einem Alumni Dinner. Im Mittelpunkt stehen dabei ein Dinner Speaker, ein festliches Essen, die Begegnungen und nicht zuletzt eine Geste der alten Schule gegenüber: Der Überschuss eines solchen Abends kommt als Spende der Sanierung der Aula-Bühne zugute.

Am Donnerstag, dem 28. September, begrüßen wir als unseren Dinner Speaker Pastor Frank Engelbrecht zum Thema: „Quo vadis/navigas Hamburg? Hamburg entfesseln, damit die Stadt zusammenwächst!“

Frank Engelbrecht ist Johanniter (abit. 1984) und seit 2003 Pastor an der Hauptkirche St. Katharinen in der Altstadt, also direkt am Rand der Hafencity. Er betreut dort den Gemeindeaufbau und ist für die Netzwerkarbeit in der expandierenden HafenCity zuständig – er hat sie direkt vor seiner Kirchentür.



Organisiert das Dinner: Udo Pini

Engagiert und eloquent benennt er inzwischen die städtebaulichen, kulturellen und sozialen Probleme und Potenziale bei Hamburgs epochaler Süderweiterung. Segen und Unsegn der Hamburger Stadtentwicklung kann er bestens veranschaulichen. Er sieht Stadt als gebauten Geist und fragt sich wie uns, welcher Geist heute prägend ist und wo die ökonomische wie geistige Zukunft an der Elbe liegt. Gerade in Hamburg seien dies nach den Kriegszerstörungen und den martialischen Stadtentwicklungen der Nachkriegszeit besonders spannende Aspekte. Hamburg sei gerade dabei, sich neu zu erfinden,



Frank Engelbrecht fragt: Quo vadis, Hamburg?

angefangen habe es in der HafenCity, und es gehe nun in etlichen Vierteln bedeutsam weiter.

Zusammen mit der Patriotischen Gesellschaft und der Initiative „Altstadt für alle“ begleitet Engelbrecht diese Um- und Aufbrüche. Dass die großen Hauptkirchen, wie seine eigene seit 1657, das Stadtbild prägen, sehe jeder; ob sie auch in die Zukunft weisen oder ein Auslaufmodell der Stadt von vorgestern seien, fragt er sich manchmal laut. Und um Antworten ist er keineswegs verlegen. Es wird mit Sicherheit ein lebhafter, spannender Abend! Weniger sine ira et studio, eher cum ...

Udo Pini (abit. 1960)

Zusagen und Platzsicherung ab sofort unter johanneum-alumni@gmx.de, Überweisungen bitte bis spätestens 25. 9. 2017 an den Verein ehemaliger Schüler, Haspa SEPA: DE23 2005 0550 1282 1414 47.

Die Reihenfolge der Zusagen entscheidet über eine Reservierung. Alle Gönner mit höheren Überweisungen als € 60 helfen der Schule, natürlich gibt es Spendenbescheinigungen.

Uwe Reimer 70

WIR GRATULIEREN

Uwe Reimer hat seine Aufmerksamkeit seit seiner Pensionierung den Ehemaligen gewidmet. Die beiden Bücher, die er 2012 und 2014 veröffentlichte („Das Johanneum 1945“, „Das Johanneum in der Nachkriegszeit“), zeugen davon. Beide Werke hatten wir Ihnen zugänglich gemacht. Als die Schriftleitung unserer Vereinszeitschrift vakant wurde, sprang Reimer ein: Für maximal drei Jahre – also bis 2017 – wollte er aushelfen, wie er von vornherein klarmachte. Seinen bevorstehenden 70. Geburtstag nehme ich zum Anlass, an seine Schulleiterjahre zu erinnern.

Ein erster Höhepunkt in Reimers Schulleitertätigkeit war das Schuljubiläum von 2004: 475 Jahre Johanneum waren zu feiern. So alt zu werden ist an sich schon eine Leistung, es ist aber vor allem ein willkommener Anlass zu fragen, welche der Traditionen, für die das Johanneum steht, heute noch tragfähig sind und wie sie für die Zukunft fruchtbar gemacht werden können. Ein Glanzlicht der Jubiläumsfeierlichkeiten war der Empfang, zu dem der Senat ins Rathaus eingeladen hatte. Bürgermeister von Beust betonte in seiner Rede die enge Verbindung zwischen der Stadt und „ihrem“ Johanneum.

Reimers erste Jahre als Schulleiter waren geprägt von der Umstellung auf das 8-jährige Gymnasium, wobei die alte Form des 9-jährigen und die neue des 8-jährigen Gymnasiums parallel liefen. „Die Kollegen mussten dauernd umschalten, weil sich die Lehrpläne und Stundenpläne der beiden Schulformen unterscheiden“, sagt er rückblickend. Mit der Verdichtung des Lernstoffs auf 8 Jahre war nicht nur eine Neuausrichtung der Curricula verbunden, sondern auch der organisatorische Rahmen wurde verändert. Der Unterricht musste in den Nachmittag ausgedehnt und die Stunden- und Pausenordnung umgestellt werden.

Das 8-jährige Gymnasium, eine Neuerung des schwarz-gelben Senats, war ohne langen Vorlauf eingeführt worden – eine „Operation am offenen Herzen“. Es war klar: Wenn sich der Unterrichtstag in den Nachmittag erstreckt, müssen die Schüler mit Mittagessen versorgt werden. Dafür hatte die Schulbehörde keine Vorsorge getroffen.



Uwe Reimer, rect. Joh. 2001–2011

Es gab weder eine Küche noch Räume zur Essenseinnahme. „Wir mussten improvisieren, mussten Klassenräume umwidmen und Caterer anheuern.“ Als ein Ehemaliger anbot, einen Neubau mitzufinanzieren, um die Schule aus ihrer Notlage zu befreien, war das ein unerwarteter Glücksfall. 2007 war das „Forum Johanneum“ fertig; seit der Einführung des 8-jährigen Gymnasiums waren da bereits fünf Jahre vergangen.

Zauberwort „Ganztagsschule“

Aus einer Schule, die spätestens um 14 Uhr endete, war eine geworden, bei der der Unterricht bis 16 Uhr dauert. Das war nicht nur eine quantitative, sondern eine qualitative Veränderung. Welche Fächer sollten wann und wie unterrichtet werden, früh oder spät, als Einzel- oder in Doppelstunden, mit mehr oder weniger Projektarbeit? Das waren die Fragen, die damals die Schule



Ein Glücksfall: das Forum Johanneum



*Nichts geht ohne die Eltern:
Das Festkomitee organisiert den Jubiläumsball*

bewegten. Das Zauberwort „Ganztagsschule“ verbreitete sich in Hamburg, und nur Schulen, die auf den Zug aufsprangen – das waren schließlich alle Gymnasien –, konnten mit Förderung aus den Töpfen der Schulbehörde rechnen. So wurde das Johanneum „teilgebundene Ganztagsschule“, wie es hieß.

Dass einige Bundesländer – allen voran das in bildungspolitischer Hinsicht gern als Vorbild zitierte Bayern – heute wieder zur 9-jährigen Gymnasialzeit zurückkehren, findet Reimer „grauenhaft“ und hofft, dass Hamburg beim einmal eingeschlagenen Kurs bleibt. Denn die erneute Umstellung wäre mit so viel Unruhe und Umorganisation verbunden, dass über Jahre ungestörtes Lernen unmöglich würde.

Die Eltern sind ein Pfund, mit dem das Johanneum wuchern kann. Ohne die Mitarbeit in der Cafeteria („bis zu 100 Mütter“), im Schulverein, in den Schulgremien, Arbeitsgemeinschaften und beim Fundraising kann Reimer sich das Johanneum gar nicht vorstellen. „Ich bin sehr dankbar für die permanente Unterstützung.“

Ein Herz für begabte Kinder

Einem Schulleiter müssen naturgemäß alle Schüler am Herzen liegen. Reimer verschweigt nicht, dass er für *eine* Schülergruppe besonders viel Verständnis aufbrachte – für begabte Schüler. Für diese Kinder und Jugendlichen kann Schule so „entsetzlich langweilig“ sein, wenn der Unterricht immer nur auf die – ja auch nur

fiktive – Mittelgruppe ausgerichtet ist. Eine Arbeitsgruppe aus Lehrern und Eltern nahm sich des Themas Begabtenförderung an, mit beachtlichem Erfolg: „Jugend debattiert“, Sciamus, die Philosophen-Werkstatt und vieles mehr wurden ins Leben gerufen. Reimer freut sich darüber, dass seine Nachfolgerin, die von Anfang an engagiert dabei war, das neue Fach „Forschen & Lernen“ etabliert hat: „eine sehr sinnvolle Weiterentwicklung“.

Ehemalige, die nach 1972, als die reformierte Oberstufe eingeführt wurde, das Johanneum besucht haben, verbinden damit vor allem, dass sie zwei Leistungskurse belegen mussten, anfangs 6-stündig, später dann 5-stündig, und die Grundkurse waren vornehmlich 3-stündig. Mit der Einführung der Profileroberstufe änderte sich das: 4-stündige Profil- und Kernfächer traten an die Stelle, ergänzt um 2-stündige Grundkurse. Vorausgegangen war ein gelungener Partizipationsprozess, in dem eine drittelparitätisch besetzte Arbeitsgruppe, immer in Rückkopplung mit der Lehrer- und der Schulkonferenz, ermittelte, welche Profile am besten zum Johanneum passen. Mit den vier Profilen, darunter ein altsprachlich-historisches Profil, wird heute noch gearbeitet. Reimer sagt allerdings: „Ich trauere den Leistungskursen nach“. Aber ein fundiertes Urteil traut er sich nicht zu, dazu sei er „zu lange raus“.

Kampf gegen die Primarschule

Sorge bereitete die vom schwarz-grünen Senat 2008 beschlossene 6-jährige Primarschule, die zur Folge gehabt hätte, dass das Johanneum seine beiden Eingangsklassen verlieren würde. Damit hätten entscheidende Bildungsjahre gefehlt; Reimer sprach von einer „Beschädigung“, die das Fundament des altsprachlichen Gymnasiums gefährdete. Strukturen würden wichtiger als Inhalte genommen. Und die Lehrkräfte des Johanneums hätten – zumindest teilweise – an die „Primarschule“ abgeordnet werden müssen, ein Eingriff, der zusätzlich für Unruhe im Kollegium sorgte. Im Kampf um die Erhaltung der Langform des Gymnasiums positionierte sich das Johanneum prominent und wurde hamburgweit wahrgenommen; die ZEIT gab die Stimmung wieder: „Gymnasium in

Aufruhr“. Das schwarz-grüne Schulprojekt wurde im Sommer 2010 begraben, der ablehnende Volksentscheid hatte Schlimmeres verhüten können.

Als Reimer 2001 ans Johanneum kam, hatte er den Eindruck, dass grauhaarige, ältere Herren das Kollegium dominierten. Als er sich 2011 verabschiedete, prägten jüngere Frauen zunehmend das Bild. Kollegien verändern sich quasi „naturwüchsig“, meint Reimer, wünscht sich aber, dass das Geschlechterverhältnis und die Altersstruktur möglichst ausgeglichen sind. „Gerade Jungen brauchen Lehrer, die Verständnis für ihre spezifischen Interessen haben und die Robustheit, mit der sie ihre Konflikte austragen, nicht gleich für eine Katastrophe halten, der man nur disziplinarisch begegnen kann.“

Ich frage Reimer, was ihn bedrückt hat und worüber er sich heute noch freut.

Das Lehrerarbeitszeitmodell, 2004 eingeführt, gehört zu den ungeliebten Seiten seines Schulleiterdaseins. Der Begriff „WAZ“ für eine Wochenarbeitszeit von 46,57 Stunden, die dem Arbeitszeitmodell zugrunde liegt, verfolgen ihn heute noch („ein Alptraum“). Verkauft wurde den Schulen das Modell mit dem Hinweis auf „Gerechtigkeit“ – wer korrekturintensive Fächer unterrichtet, muss weniger unterrichten, wer in der Unterstufe unterrichtet, mehr. Tatsächlich war es eine latente Arbeitszeiterhöhung und, weil die Klassenstärken zunahmen, eine Arbeitsverdichtung. Reimer glaubt, wenn offener damit umgegangen worden und die Arbeitszeit für alle um eine oder zwei Stunden erhöht worden wäre, wären die Wellen nicht so hoch

geschlagen. Er findet es verständlich, dass die Kollegen anfangen, nun ihrerseits mit spitzem Bleistift zu rechnen und für diese oder jene Extraaktivität noch eine halbe WAZ zusätzlich angerechnet bekommen wollten – aber „schade ist das Feilschen schon“.

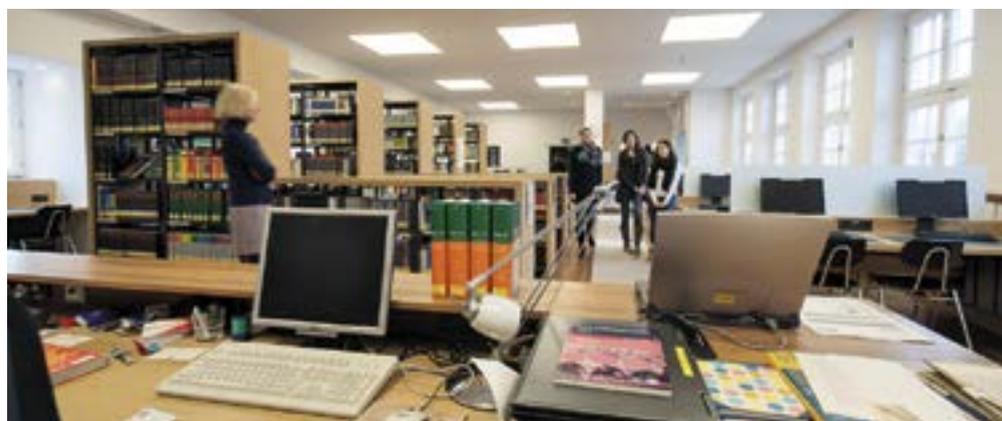
Reimers ganzer Stolz

Woran denkt er gern zurück? Als besonderes Verdienst rechnet er sich die Modernisierung der Hauptbibliothek und deren Erweiterung um eine Arbeitsbibliothek an. Rechercheaufgaben, die hier erledigt werden, sind Teil des Unterrichts geworden: „Damit hat der Unterricht eine neue Qualität gewonnen.“ Dass dies überhaupt möglich wurde, hat wiederum mit der großen Spendenbereitschaft von Ehemaligen und Eltern zu tun. Und die Hauptbibliothek, diese altehrwürdige Schatztruhe, verharrt nun nicht mehr im Dornröschenschlaf, sondern ist erwacht und präsentiert die ganze Schönheit ihrer Schätze. Reimer erwähnt ausdrücklich das Bibliotheksteam, das sich große Verdienste erworben hat: Die Erschließung der Bestände mit moderner Software gehört genauso dazu wie die Restaurierung kostbarer Werke – „eine Mammutaufgabe, aber eine lösbare“.

Am 15. Dezember wird Uwe Reimer 70 Jahre alt. Wir Ehemalige verdanken ihm viel. Ich habe in ihm über all die Jahre unserer stets besonders angenehmen und fruchtbaren Zusammenarbeit einen guten Freund gewonnen.

Nikolaus Schrader (abit. 1983),

1. Vorsitzender des Vereins ehemaliger Schüler



Die neue Bibliothek:: ein guter Ort zum Lernen



„Journalismus mit Haltung“

ELENA KUCH ERHÄLT DEUTSCHEN FERNSEHPREIS

Dass sie einmal Journalistin werden wollte, war Elena Kuch (abit. 2004) schon als junges Mädchen klar. Auch dass sich der Berufswunsch nicht so leicht erfüllen lassen würde, war ihr bewusst. Aber sich hohe Ziele zu stecken und alles daran zu setzen, sie zu erreichen, zeichnet sie aus. Und sie hatte Erfolg. Nach dem Politikstudium in München, Kopenhagen und Stockholm bewarb sie sich beim NDR um eine der 18 Volontariatsstellen, die der Sender ausgeschrieben hatte, und konnte sich gegen 800 Mitbewerber durchsetzen. Anschließend erhielt sie einen Vertrag als „feste freie“ Mitarbeiterin.

Die Nachricht kam völlig überraschend, und um so größer war die Freude: Der Deutsche Fernsehpreis in der Kategorie „Beste Information“ ging in diesem Jahr an ein Team von investigativen Journalisten um den NDR-Reporter Christoph Lütgert; Elena Kuch gehörte mit zu diesem Team. Der Preis ist der vorläufige Höhepunkt ihrer Karriere beim Sender (Eigenwerbung: „das Beste am Norden“), für den sie seit fünf Jahren

arbeitet, anderthalb Jahre als Volontärin und dreieinhalb als „feste Freie“.

Die Auszeichnung erhielt das Investigativ-Team für seinen Film „Panama Papers – Im Schattenreich der Offshorefirmen“. Darin gehen die Journalisten auf die Suche nach Geldverstecken in Übersee. Grundlage der Dokumentation ist ein riesiger Datensatz, den die „Süddeutsche Zeitung“ aus einer anonymen Quelle („John Doe“) erhalten hatte und den die SZ mit investigativen Journalisten und Partnern weltweit teilte, darunter NDR und WDR.

Das sind die Fakten: Die Kanzlei Mossack-Fonseca wurde enttarnt als einer der weltweit größten Anbieter von anonymen Briefkastenfirmen, verkauft einzig mit dem Ziel zu verschleiern, wer sich dahinter verbirgt. Die Fälle, die aufgedeckt wurden, sind spektakulär: die Spur führt zu Wladimir Putins innerstem Zirkel und zu Hunderten Millionen US-Dollar, zu der Offshore-Firma des Ex-Premierministers von Island, zum Treiben der korrupten Fifa-Funktionäre und

zur Briefkastenfirma von Barcelonas Superstar Lionel Messi. Die Süddeutsche Zeitung schreibt: „Die Panama Papers haben erneut gezeigt, dass anonyme Briefkastenfirmen im großen Stil zur Geldwäsche und Steuerhinterziehung missbraucht werden.“

„Einmaliges Rechercheprojekt“

Zum gleichen Themenkomplex gehört auch Elena Kuchs Film „Eine Quelle, 400 Journalisten – Die Panama Papers“, für den sie den 2. Platz beim Deutschen Wirtschaftsfilmpreis 2016 belegte. Der Film führt vor, wie das „International Consortium of Investigative Journalists“ – kurz ICIJ – arbeitet, und porträtiert beteiligte Journalisten aus der ganzen Welt: in München, Island, Russland, dem Senegal. Ein „einmaliges Rechercheprojekt“, ein „Meilenstein“, freut sich Kuch: Fast 400 Journalisten aus mehr als 70 Ländern haben ein Jahr lang die Dokumente der Panama Papers ausgewertet – „ohne dass die Öffentlichkeit davon erfuhr“.

An der Recherche zu den Panama Papers ist ihr deutlich geworden, wie sehr sich der Journalismus verändert hat: „Es hat sich ein neuer Stil entwickelt.“ Globalisierung sei nicht nur ein ökonomisches Phänomen,

sondern auch eine Medienerscheinung, gewissermaßen die Antwort darauf: „Bei globalen Themen muss man redaktions- und länderübergreifend kooperieren.“

Für den Deutschen Fernsehpreis 2017 war Elena Kuchs Film „Erstickt im LKW – Das Ende einer Flucht“ nominiert, sicher ihr persönlichster, emotional ergreifendster Film. Der Fund, um den es geht, ist an Grausamkeit kaum zu überbieten. Am 27. August 2015 öffnet die Polizei auf der österreichischen Autobahn einen LKW mit 71 zum Teil schwer verwesenen Leichen, Flüchtlingen, erstickt im Kühlladeraum. Die Identifizierung der Opfer dauerte Monate. Der Film rekonstruiert, wie es zu der Tragödie kam und gibt Opfern und Tätern ein Gesicht, lässt Angehörige und Ermittler zu Wort kommen. Und er deckt auf, wie das mutmaßliche Schleusernetzwerk operierte. Kuch: „Für dieses Thema habe ich gebrannt. Es gibt ja im Moment viele Beiträge über die globale Flüchtlingskatastrophe, aber ich wollte, dass gerade das Schicksal dieser Menschen nicht in Vergessenheit gerät.“

Mit ihrer Position als „feste freie“ Mitarbeiterin ist Elena Kuch ganz zufrieden. Unbefristete Festanstellungen seien bei den öffentlich-rechtlichen Sendern heutzutage selten,



Erstickt im LKW – das Ende einer Flucht

und als „feste Freie“ genieße sie den Vorteil, nicht im Rhythmus der Stechuhr arbeiten zu müssen, sondern das Tempo durch das jeweilige Filmprojekt vorgegeben zu bekommen („Für die ‚Panama Papers‘ haben wir die Nächte durchgearbeitet“). Dass sie kein Festgehalt bekommt, kann sie verschmerzen, man könne von der Bezahlung, auch wenn sie in der Höhe schwankt, „ganz gut leben“. Letztlich geht es um Freiheit und Unabhängigkeit: „Freiheit ist mir wichtiger als Sicherheit – so hab ich das schon mit 16 gesehen.“

Den Mächtigen auf die Finger gucken

Befragt danach, wie sie ihre Rolle als Journalistin versteht, antwortet sie – selbstbewusst – als Teil der „vierten Gewalt“: „Wir Medienmacher müssen den Mächtigen auf die Finger gucken.“ Das öffentlich-rechtliche Fernsehen, bei dem sie arbeitet, sei unverzichtbare Säule, um die vierte Gewalt zu stützen. Für die Kritik vonseiten der Printmedien, die die Finanzierung durch „Zwangsgebühren“ problematisch finden, hat sie wenig übrig: „Die Öffentlich-Rechtlichen sind in diesen Zeiten wichtiger denn je.“ Dadurch dass deren Finanzierung gesichert ist, sei Qualitätsjournalismus erst möglich. Und die Vielzahl von Krimis und Herzkino-Geschichten, die die Programme überschwemmen? Den Einwand lässt sie nicht gelten und beginnt Sendeformate aufzuzählen, die „relevante Themen“ umsetzen: Tagesschau, Tagesthemen, Extra 3, Frontal 21, Kulturjournal, Panorama, die ARD-Dokumentationen. Für all diese Formate hat sie



Warten vor der Kanzlei Mossack-Fonseca:
Viele Fragen, wenig Antworten

in den vergangenen Jahren Filme gemacht. „Journalismus mit Haltung“, nennt sie das.

Mittlerweile macht die „fünfte Gewalt“ der vierten Konkurrenz. Die „Crowd“ in den Sozialen Medien und Blogs kann Themen setzen und so die politische Agenda beeinflussen. Man nehme die #Aufschrei-Debatte, die die fünfte Gewalt initiiert hat und die von der vierten Gewalt aufgegriffen wurde. Oder die über Twitter und Facebook organisierten Auto-Corsos für den in der Türkei inhaftierten Journalisten Deniz Yücel. Das ist für Elena Kuch „positive Konkurrenz“. Bedenklich wird es allerdings, wenn sich die Crowd ihre eigene Realität schafft, wo Fake News das Feld beherrschen. Wer sich ausschließlich in dieser Welt bewegt, den erreicht man kaum noch mit ernsthaften Sendungen. Selbst die „penibel korrekte“ Tagesschau hat es schwer, dagegen anzukommen.

Elena Kuch findet es schrecklich, dass sich der Schlachtruf „Lügenpresse“ als Mainstream-Ausdruck eingebürgert hat. Das habe zu Verunsicherung und Glaubwürdigkeitsverlust geführt, zu Unrecht, wie sie findet: „Wir arbeiten sauber.“ Andererseits: wenn journalistische Arbeit hinterfragt werde, führe das dazu, dass sie transparenter gemacht wird. Das sei sicher ein Gewinn. Was sie stört, ist, wie hysterisch die Debatte geführt wird. Als Beispiel nennt sie die Berichterstattung zum Mord an der Freiburger Studentin Ende 2016. Die 20-Uhr-Tagesschau hatte an dem Abend nicht darüber berichtet, dass der Mörder, ein Flüchtling aus Afghanistan, gefasst wurde. Daraufhin gab es einen Aufschrei im Internet, die Tagesschau wolle verheimlichen, dass es sich um die Tat eines Flüchtlings handelt.

Eine Lanze für die „Tagesthemen“

Kuch ist der Meinung, dass die Tagesschau-Macher sich damals richtig entschieden haben. Die Tagesschau berichte auch sonst nicht über einzelne schicksalhafte Verbrechen in der 15-minütigen Sendung, dafür gibt es die Ländermagazine, Magazine wie „Brisant“. Aber Kuch bricht dann gleich eine Lanze für ihren Sender: „Am nächsten Tag haben die Tagesthemen über die Debatte danach und die Vorwürfe berichtet,

BLEIBENDE IDENTITÄT

Welche Erinnerungen hat sie ans Johanneum? Überwiegend gute: „Ich war gern dort.“ Und ihr Schulleiter von damals erinnert sich seinerseits gern daran, wie sie sich als Schulsprecherin für das 475-jährige Jubiläum der Schule 2004 eingesetzt hat. Wer aufs Johanneum geht, sagt Kuch, dem ist das meist sehr bewusst; es gibt eine „Identität“ als Johanniter, die man auch nach dem Abitur nicht ablegt.

weil das wiederum ein so relevantes gesellschaftliches Thema ist, dass es in ein Nachrichtenmagazin (Tagesthemen, nicht Tagesschau!) gehört. Ich habe mit vielen Kollegen darüber diskutiert und viele haben konträre Ansichten dazu, und die kann man auch haben.“ Kuch besteht allerdings darauf, dass die Tagesschau mit ihren Grundsätzen gebrochen hätte, wenn sie sich von einer lautstarken Minderheit deren Agenda hätte vorschreiben lassen.

Wenn man sich die Liste mit den Filmen anschaut, die Elena Kuch in den vergangenen Jahren gemacht hat, fallen vor allem gesellschaftspolitische Themen auf. Hat sie ein Herzensthema, das sie gern behandeln würde? Sie überlegt eine Zeit und sagt dann: „Bildungsgerechtigkeit“: „Ich möchte der Frage nachgehen, welche Rolle es spielt, dass Kinder in den meisten Bundesländern ab der fünften Klasse auf weiterführende Schulen gehen, also bereits sehr früh benotet, bewertet und getrennt werden. Welche Wege werden da schon in sehr jungen Jahren gepflastert und welche Möglichkeiten gibt es überhaupt, diesen Weg wieder zu verlassen?“ Bildungsthemen, meint sie, branden immer mal wieder auf und geraten dann wieder lange in Vergessenheit – „auch weil die Politik sich ziert“. Aber wenn das Bildungsthema demnächst wieder in den Fokus rücken sollte, dann will sie sich einmischen – „dafür brenne ich“.

U.R.

Filme von Elena Kuch unter folgendem Link:
<http://elenakuch.de/filme/>

IMPRESSUM

DAS JOHANNEUM

Magazin des Vereins ehemaliger Schüler
 der Gelehrtenschule des Johanneums

Herausgeber:

Dr. Nikolaus Schrader (1. Vorsitzender)

Redaktion: Dr. Uwe Reimer (verantw.)

Fotos: Hinrich Franck, Gerd Hachmann, U. R.

Gestaltung:

Landesbetrieb Geoinformation und Vermessung

Adresse:

Verein ehemaliger Schüler
 c/o Johanneum, Maria-Louisen-Str. 114,
 22301 Hamburg
 Tel. 040/4 28 82 70

E-Mail:

Verein: info@ehemalige-johanneum.de

Herausgeber: nikolaus.schrader@de.pwc.com

Redaktion: uwreimer@t-online.de

Homepage:

www.ehemalige-johanneum.de

außerdem:

„Johanneum Hamburg Alumni“ bei www.xing.com

Vereinskonto:

IBAN: DE23200505501282141447

BIC: HASPDEHHXXX

Unerschrocken nachfragen

TV-FILMER ANDREAS ORTH GEHT DEN DINGEN AUF DEN GRUND

Guter Journalismus ist seltener geworden, meint Andreas Orth (abit. 1975). Die Medien haben nicht mehr die Schlagkraft wie vor 20–30 Jahren. Die Fernsehanstalten orientieren sich, wie die Zeitungsverlage das mit ihren Produkten schon lange tun, am Markt, und der funktioniert nach Angebot und Nachfrage. Wer kritischen, aufklärerischen Journalismus anbietet, abseits vom Mainstream mit seiner Neigung zur „Boulevardisierung“ auch ernsthafte Themen, der hat es mit gesunkener Nachfrage zu tun. Andreas Orth, der seit mehr als 30 Jahre im Mediengeschäft ist und Dokumentarfilme fürs Fernsehen dreht, weiß, wovon er spricht.

Andreas Orths Weg zum TV-Autor und Produzenten war nicht geradlinig; er führte zunächst über die Printmedien. Nach dem Diplom in Visueller Kommunikation 1979 erinnerte sich Orth an seine Zeit als Schülerzeitungsredakteur beim „Zwicker“ („war nicht immer fein, was wir da gemacht haben“) und rief kurzentschlossen beim STERN an, um seine Dienste anzubieten. Mit Erfolg, so etwas war zu Nannen-Zeiten noch möglich. Seine erste Aufgabe lautete, sämtliche Atomwaffen-Lager in West-Deutschland herauszufinden und zu kartieren. Es waren die Jahre des NATO-Doppelbeschlusses; sowjetische SS-20-Raketen und amerikanische Pershing II-Raketen beherrschten die politische Diskussion.



*Alles öko auf dem Traumschiff?
Rauchende Schloten im Hafen*

Auch als TV-Filmer blieb Orth zunächst beim Thema Sicherheitspolitik, bis zur Wende 1989/90, als der Kalte Krieg zu Ende zu sein schien und Nuklearwaffen nicht mehr als drängendes Problem wahrgenommen wurden. Umweltthemen rückten in den Vordergrund – bis heute beschäftigen sie ihn. Seine jüngsten Filme befassen sich mit dem illegalen Treiben von Raubfischern („Duell im Nordmeer“) und der Luftverpestung der Containerschiffe („Stinkende Schiffe – Wenn Containerschiffe die Luft verschmutzen“). Zuletzt ging er der Umweltbelastung durch Kreuzfahrtschiffe nach („Alles öko auf dem Traumschiff“, 2014). Ob sein Bericht Konsequenzen hatte? Die Reedereien kündigten zwar ständig an, ihre Ökobilanz zu verbessern, aber: „es tut sich kaum etwas“. Orth wird dranbleiben am Thema.

Im Anschluss an Abitur und Wehrdienst studierte Andreas Orth an der Hochschule für Bildende Künste in Hamburg, Hauptfächer waren Architektur und Visuelle Kommunikation. Seit 1985 ist er als TV-Autor und Produzent tätig, u.a. für MONITOR, PANORAMA, KONTRASTE, Tagesthemen, Terra X. Bisher sind 46 Dokumentationen und Reportagen von ihm in ARD und ZDF gelaufen. Seine Produktionen haben diverse Preise erhalten, zuletzt den Greenscreen des Internationalen Umweltfestivals und den Preis der PSD Banken.



In der Wendezeit 1989/90 war Orth mitten im Geschehen. In Leipzig, der „Heldentadt“, war er bei der Besetzung der Stasi-Zentrale dabei („ich habe den ersten geöffneten Tresor der Stasi gedreht“). Er empfand die Revolutionäre, die „ungeheuer viel diskutierten“, als sehr deutsch: die Kirchenvertreter hätten vorm Betreten des Stasi-Gebäudes wohl „lieber eine Eintrittskarte gelöst“, statt die Stasi im Sturm zu entmachten. Bloß nicht zu radikal sein! Ihnen, den Journalisten, wurde gedankt. Die westlichen Kameras seien Katalysatoren des Aufstands und Rückversicherung für die Revolutionäre gewesen: „Ohne euch hätten wir es nicht geschafft.“

Zuerst kommt die Recherche

Wie lange es dauert, bis ein Film fertig ist, macht sich der Laie kaum klar. Für eine Dokumentation in der üblichen Länge von 45 Minuten rechnet Orth eine Vorbereitung von einem Jahr („von der Idee bis zur Sendung“). Die eigentliche Drehzeit ist im Verhältnis dazu kurz, maximal drei Wochen. Als investigativer Journalist hat er es vor allem mit Recherche zu tun: „Die meiste Zeit sitze ich am Schreibtisch, lese oder telefoniere.“

TV-Autoren stehen miteinander im Wettbewerb. Die Konkurrenz ist groß, auf einen Sendeplatz gehen ungefähr 300 Vorschläge ein. Um überhaupt ins Rennen zu kommen, muss man den zuständigen Fernsehredakteur überzeugen. Ein Exposé ist vorzulegen und, wenn der Redakteur es akzeptiert, noch ein ausführlicheres Treatment. Ein ausgeschriebenes Drehbuch ist nicht erforderlich, weil gar nicht möglich: „Man weiß ja nicht vorher, was die Leute, die man befragen will, einem sagen.“ Auf der Basis des Treatments werden die Kosten kalkuliert; die endgültige Genehmigung erteilt schließlich die Programmdirektion. Die Befürchtung, für den Papierkorb gearbeitet zu haben, ist natürlich immer da, aber sie ist – „ich habe mich ja mittlerweile etabliert“ – heute eher klein.

Sein wichtigster und – an der Einschaltquote ablesbar – bisher erfolgreichster Film wurde 2011 gesendet. Der Titel („Als die Welt am Abgrund stand“) klingt hochdramatisch,

und die Sache, um die es ging, war es in der Tat. 1983 wäre es beinahe zu einem Atomkrieg gekommen, von der Öffentlichkeit nicht wahrgenommen, von den westlichen und östlichen Hauptquartieren bewusst verschwiegen. Das NATO-Manöver „Able Archer“, bei dem die Westmächte so realistisch wie nie zuvor einen Atomkrieg simulierten, wurde von Teilen der Moskauer Führung als getarnte Vorbereitung für einen nuklearen Angriff gewertet. Moskaus Furcht war so groß, dass es seinerseits Truppen des Warschauer Pakts in Alarmbereitschaft versetzte, um dem erwarteten atomaren Erstschlag zuvorzukommen. Erst als den leitenden Sicherheitsberatern im Weißen Haus bewusst wurde, in welcher gefährlicher Situation sich die Supermächte befanden, wurde darauf verzichtet, die Übung bis in alle Details durchzuspielen; darauf hoben die Sowjets ihre Kriegsvorbereitungen wieder auf. Orths Film zeigt, dass die beiden Supermächte aus der „Paranoia des Jahres 1983“ gelernt haben: „Die nukleare Abschreckung kann nur funktionieren, wenn auf beiden Seiten Vernunft regiert.“ Bleibt nur zu hoffen, dass die Lektion nicht in Vergessenheit geraten ist.

Schlimmste Befürchtungen bestätigt

Orth gelang es, Quellen aufzutun, die lange verschlossen waren. Der CIA-Chefhistoriker Benjamin Fischer – so jemanden leistet sich der amerikanische Geheimdienst



Duell im Nordmeer: Die Kystvakt-Crew spürt Raubfischer auf



*Als die Welt am Abgrund stand:
Kampfflugzeug startbereit (©ZDF)*

wirklich! – war zu Auskünften bereit. Was er berichtet, bestätigte die schlimmsten Befürchtungen. An das Interview mit dem ehemaligen Generalinspekteur der Bundeswehr, Wolfgang Altenburg, erinnert sich Orth besonders gern („Sternstunde in meinem Journalistenleben“). Orth wurde klar, dass Altenburg, der als Vater des umstrittenen Nato-Doppelbeschlusses von 1979 galt, kein bornierter Aufrüstungsvorkämpfer war, sondern ein besorgter Friedenswahrer. Dass die Amerikaner im Kriegsfall vorhaben, taktische Atomwaffen als Artillerie einzusetzen, hätte die atomare Vernichtung des „Gefechtsfelds“ Deutschland bedeutet. Altenburg wollte das unbedingt verhindern.

Zockerpraktiken aufgespießt

Bei diesem Film gab es große Freiheiten aufseiten der Redaktion. Direkte Eingriffe hat Orth im Übrigen sowieso kaum erlebt. Auch nicht bei seiner Dokumentation über das Verhalten der Deutschen Bank, ein Film, bei dem den Zuschauer die kalte Wut packen kann („Verzockt und verklagt – die guten Geschäfte der Deutschen Bank“, 2012). Orth hatte seit 2008 mehrfach über die Finanzkrise berichtet („Erstaunlich, wie wenige Menschen das auch nur ansatzweise verstehen“). Der Film über die Zockerpraktiken der Deutschen Bank, die Kleinanleger, deutsche Kommunen und amerikanische Hausbesitzer gleichermaßen ins Unglück gestürzt hatten, war der längste, den er über

Gewinner und Verlierer der Finanzkrise gedreht hatte. „Wir haben uns vorher gut abgesichert und zwei Rechtsanwälte mit der Prüfung des Filmtextes beauftragt“, sagt Orth. Es könne teuer werden („existenzvernichtend“), wenn einem falsche Tatsachenbehauptungen nachgewiesen würden. Natürlich wurde auch die Deutsche Bank um eine Stellungnahme gebeten, sie war aber sehr zurückhaltend; mehr als eine Antwort auf eine Frage in einer Pressekonferenz war nicht zu bekommen.

Als Beschränkung empfindet Orth eher die Format-Frage. Die Sender haben Formate festgelegt, mit festem Sendeplatz und genau definierter Zielgruppe. Da fallen Themen, die nicht genau in das Schema passen, heraus. „Terra X“ etwa ist als Familienprogramm für groß und klein angelegt („Ein Tag im Mittelalter“ u.ä.), Soziales und Politisches hat da keinen Platz; ZOOM ist oft stark verbraucherorientiert („Der Irrsinn mit der Milch“), Wirtschaft und Finanzen fehlen; „37“ ist erzählerisch angelegt und „menschelt gern“. Manche Themen sind für diese Formate einfach zu sperrig.

Gefährliche Falschnachrichten

Die Verbreitung von Falschnachrichten („Fake News“) sieht Orth als große Gefahr. „Da entsteht eine virtuelle Realität, die es in Wahrheit gar nicht gibt.“ Er nennt ein Beispiel. In Florida, so hätten Medien verbreitet, sei eine Familie so in Armut geraten, dass sie es sich nur noch leisten konnte, im Auto zu leben. Der Eindruck sei erweckt worden, dies könne ein Massenphänomen sein, und die Politik habe versagt. Nachrecherchen ergaben, dass es genau nur diesen einen Fall gegeben hat. Aus einem Punkt sei also eine Fläche gemacht worden.

Problematisch findet Orth auch, wenn Medien die Pressemitteilungen von Interessenverbänden eins zu eins übernehmen. Das ist in der Regel nicht falsch, was da verlautbart wird, aber unvollständig – eben Teilwahrheit. Guter Journalismus dürfe sich damit nicht zufriedengeben. Objektivität gebe es natürlich nicht, allein schon die nötige Auswahl von Quellen und Gesprächspartnern verhindere das. Aber manchmal

sei es auch so – wie im Fall der Deutschen Bank –, dass nur schwer jemand zu finden ist, der etwas Positives über die Bank sagen kann.

Dem Johanneum sei's gedankt

Sein Selbstverständnis? Sich als „vierte Gewalt“ – oder als deren Teil – anzusehen, findet Orth zu hochgegriffen, aber einen aufklärerischen Auftrag, den empfindet er schon. Die starke Marktorientierung der Sender in den letzten Jahren sei eine Gefahr, der man sich entgegenstemmen muss. TV-Veteran Christoph Maria Fröhder mit seiner Kritik an der zunehmenden „Boulevardisierung“ des Fernsehens geht ihm allerdings zu weit: „Es gibt immer noch genug guten Journalismus“. Guter Journalismus habe die Themen voranzubringen, die die Gesellschaft in die Lage versetzt mitzudiskutieren. „Tua res agitur“, das sollen die Zuschauer begreifen. Bestes Beispiel sei zur Zeit die Digitalisierung und ihre alles verändernde Wirkung auf die Gesellschaft; die meisten seien ja „digitale Analphabeten“. Hier sei guter Journalismus gefordert. Den müsse sich die Gesellschaft aber auch leisten wollen. Ein Drehtag kostet 1.000 bis 1.500 €; eine 45-minütige Dokumentation sei unter 35.000 € nicht zu machen. Wenn Tiefgang gefragt sei, brauche man mehr als das Doppelte dieses Betrags. Vielleicht sei gemeinnütziger Journalismus, organisiert über Stiftungen, ein gangbarer Weg.

Seine Hartnäckigkeit bei Recherchen, seine Unerschrockenheit führt Orth auf schulische Erfahrungen zurück. Wer alte Sprachen gelernt hat, der schrecke vor nichts zurück, meint er: „Experten schüchtern mich nicht ein; unverständliches Vokabular zu entschlüsseln, hat man mir in der Schule beigebracht, das fordert mich geradezu heraus.“ Orth war auf dem Johanneum, als die Oberstufenreform gerade einsetzte. Er glaubt, dass sie damals noch Freiräume eröffnete, für Lehrer wie für Schüler. Jeder Lehrer habe sein Steckenpferd unterrichtet, ohne groß Rücksicht auf den Lehrplan zu nehmen. In diesem „Klima der Liberalität“ hätten sie als Schüler lernen können, selbstständig zu arbeiten: „Man hat sich mit dem beschäftigt, was man spannend fand.“ Neugierig zu sein und nachzuhaken, das verdankt er dem Johanneum.

U.R.

Einige der im Text genannten Filme sind bei youtube zu finden:

„Die Welt am Abgrund“:

www.youtube.com/watch?v=WSKSxG0Yatg

„Verzockt und verklagt – die guten Geschäfte der Deutschen Bank“:

www.youtube.com/watch?v=7aGMSknHxm0

„Alles öko auf dem Traumschiff“:

<https://www.youtube.com/watch?v=P6q49Hibkls>



Verzockt und verklagt: Deutscher Banker bei der Arbeit (©WDR)

„Marissal am Rathaus“

BUCHHANDLUNG IM HERZEN DER STADT

Auf den Standort kommt es an, sagen Betriebswirtschaftler, wenn es darum geht, wo ein Geschäft eröffnet werden soll. „Lage, Lage, Lage!“ ist ihr Mantra. Matthias Marissal (abit. 1985) hat diese Sorge nicht; seine Buchhandlung liegt in bester Lage, nämlich direkt gegenüber dem Hamburger Rathaus im Fölsch-Block. Und das nun schon seit mehr als sechs Jahrzehnten.

Die Marissals schauen auf eine lange buchhändlerische Vergangenheit in Hamburg zurück. Die Adressen ihrer Geschäfte waren immer erstklassig: Neuer Wall, Bergstraße, Gerhart-Hauptmann-Platz und heute Rathausmarkt. Das hat dafür gesorgt, dass nicht nur Buch-Affine den Namen kennen; er hat sich ganz generell als „Marke“ etabliert.

Günther Marissal, der Vater des heutigen Inhabers, hatte die Geschäftsleitung, als der Buchhandel noch expandierte. Anfang der 80er Jahre betrieb er zehn Buchhandlungen in Hamburg; außerdem gab es noch in Paris ein Geschäft. Und in den 90er „Wende“-Jahren, als die „Volksbuchhandlungen“ privatisiert wurden, stiegen die Marissals in Mecklenburg und Vorpommern ein.

Aber die Zeiten haben sich geändert. Während sein Vater die Expansion noch voranzutreiben vermochte, ist Matthias Marissal heute zurückhaltend. Die übernommenen Buchhandlungen im Osten sind fast alle geschlossen; geblieben sind ihm die zwei in Greifswald und Anklam, an denen er die Anteilmehrheit hält. Ansonsten beschränkt er sich auf das Hamburger Kerngeschäft: keine waghalsigen Ausdehnung, stattdessen Konsolidierung des Familienunternehmens. „Das ist schwierig genug in diesen stürmischen Zeiten.“

Die beiden ostdeutschen Läden von Hamburg aus zu führen, ist kein großes Problem. Heute sei es ja so, dass man von hier aus einen minutengenauen Zugriff auf Warenbestände



Herr der Bücher: Matthias Marissal

und Kassenvorgänge hat, also immer über Einnahmen- und Kostenentwicklung Bescheid weiß. Aber genauso wichtig sei, dass er als Chef regelmäßig vor Ort ist, in den Läden mitbedient und verkauft und dabei seine Vorstellung von „richtigem“ Buchhandel verkörpert. Im Übrigen gelte die Devise: „Der Chef weiß vieles, aber nicht alles besser.“ Man müsse schon Vertrauen in die Mitarbeiter haben.

Ganze Familie im Einsatz

War es für ihn klar, dass er einmal die Firma seines Vaters übernehmen würde? Matthias Marissal wusste zwar, dass sein Vater ihn gern als seinen Nachfolger gesehen hätte, aber Druck wurde nie auf ihn ausgeübt. Schon mit 15 Jahren hat er im Laden mitgeholfen; zumal das Weihnachtsgeschäft war die Zeit, in der alle Familienmitglieder im Einsatz waren. Er wusste also relativ früh, wie es im Buchhandelsgeschäft läuft und was einmal auf ihn zukommen würde.

Nach dem Abitur machte er zunächst eine kaufmännische Lehre. Für beide, für ihn wie seinen jüngeren Bruder, ebenfalls Johanner (abit. 1989), war klar, dass es eine Buchhändlerlehre sein würde. Zur Ausbildung zog es ihn in die bayerische Hauptstadt. Daran schloss sich das Studium der Politischen Wissenschaften an, ebenfalls in München. In der zweiten Hälfte des Studiums spürte er dann aber doch, dass der Vater ihn brauchte. Und er selbst konnte sich auch zunehmend besser vorstellen, den „Stab zu übernehmen“. Nach Abschluss des Studiums 1993 war es soweit, er trat in das elterliche Unternehmen ein.

Lässt sich eigentlich datieren, ab wann das Buchhandelsgeschäft schwieriger wurde?

Marissal nennt eine Jahreszahl: 1984 eröffnete Jürgen Könnecke an den Großen Bleichen die Thalia-Buchhandlung mit einer Verkaufsfläche von 2.000 Quadratmetern, eine Revolution des Buchmarkts – es war die Geburtsstunde der großen Buchhäuser in Deutschland. Nach und nach mussten die kleineren Innenstadt-Geschäfte aufgeben. „Marissal Bücher am Rathaus“ gehört heute zu den wenigen Überlebenden, die der Macht der großen Ketten widerstanden haben und weiterhin zur rar gewordenen Spezies inhabergeführten Geschäfte gehören.

Sehenswerte Hamburgensien

Dass sich eine Filiale der Thalia-Buchhandlung, deren riesiges Angebot sich über zwei Etagen erstreckt, nur 300 Meter entfernt vom Rathausmarkt befindet, dessen ist sich Marissal wohl bewusst. Und über beiden, dem Einzelhändler und dem Filialisten, schwebt als übermächtiger Konkurrent der Online-Händler Amazon, seit 1998 in Deutschland aktiv. Man müsse aufpassen, nicht zerrieben zu werden, sagt Marissal. Punkten könne er durch intensiven Kundenkontakt und Beratungskompetenz – und durch Spezialisierung. Marissals Hamburgensien-Abteilung kann sich sehen lassen, ebenso die kleine, aber feine Theater-Abteilung; ein anderer Schwerpunkt ist der politisch-historischen Literatur gewidmet (aktuelle Empfehlung: „1517. Weltgeschichte eines Jahres“ von Heinz Schilling); erstaunlicherweise erzielt er auch mit Lyrik erfreulichen Umsatz: „Wir haben Stammkunden, die zwei- bis dreimal im Jahr kommen und sich mit einem Stapel Neuerscheinungen versorgen.“ Marissal erklärt sich dieses Kaufverhalten gerade bei seinen jüngeren Kunden auch mit der in Mode gekommenen Poetry Slam-Bewegung.

„Den Mainstream können wir nicht abbilden“, sagt Marissal, „und wir wollen das auch nicht.“ Nur wovon seine sechs Mitarbeiterinnen und er etwas verstehen, kommt in die Regale. Eine Spezialität ist die Graphic Novel-Literatur, die er vorhält. Kafkas „Prozess“, Prousts „Suche“, Falladas „Trinker“ und nicht zuletzt Satrapis „Persepolis“ sind anspruchsvolle Comicbücher, die er wegen ihrer ästhetischen Qualitäten und ihres gesellschaftspolitischen Hintergrunds schätzt:

„Titel, die mich begeistert haben, empfehle ich dem Kunden.“ Nicht zu finden sind bei ihm z.B. die Themenbereiche Ernährung und Fitness. Darum sollen sich andere kümmern.

E-Books sieht Marissal nicht als große Gefahr. „Wir sind doch überall von Monitoren umgeben“, da ist die Sehnsucht groß, „auch mal etwas Nicht-Elektronisches in der Hand zu haben“, auch bei den jungen Leuten. Das gebundene Buch ist als Präsent allemal attraktiver als eine iTunes-Geschenkkarte.

Touristen versorgen sich mit Lesestoff

Schneller ist das Buchgeschäft geworden, sagt Marissal, aber der Ertrag ist nicht mitgewachsen. „Vor dem Ersten Weltkrieg reichte es, wenn der Kunde das bestellte Buch drei Tage später bekam. Heute müssen wir immer häufiger den Übernachtservice in Anspruch nehmen, um ihm das Buch am nächsten Tag aushändigen zu können.“ Aber jedes Mal, wenn er den Service in Anspruch nimmt, verliert er 10 Prozent vom Verkaufspreis. Schnelligkeit, wie sie der Kunde wünscht, bedeutet für ihn also stets einen Verlust an Marge.

Neben der Stammkundschaft, die sich aus dem Rathausquartier rekrutiert, gibt es natürlich viel Laufkundschaft: „Wir profitieren von den steigenden Touristenzahlen.“ Kaum ein Tourist, der Hamburg besucht, lässt das Rathaus aus und kommt schon deswegen fast automatisch an der „Buchhandlung am Rathaus“ vorbei. Kreuzfahrer, denen der Lesestoff ausgegangen ist, versorgen sich bei ihm mit Nachschub, und selbst der Postkartenumsatz ist nicht zu verachten. Marissal hat noch den Spruch seines Vaters im Kopf: „300 € Umsatz mit Postkarten bringt so viel ein wie 500 € mit Büchern.“

Würde Marissal seinen Kindern empfehlen, das Geschäft zu übernehmen? Das müssten sie schon selber wissen, mit einem stabilen Einkommen könnten sie jedenfalls nicht rechnen. Die „Halbwertszeit der Branche“, wie er es nennt, sei kurz, sie befinde sich in „linearem Sinkflug“. In der nächsten Generation werde sich das Geschäft grundlegend ändern, im inhabergeführten Einzelhandel sicher noch mehr als in den Buchhandelsketten. Eine Empfehlung sieht anders aus.

U.R.

Am kältesten Ort des Universums

MAX HACHMANN
ERFORSCHT
QUANTENEFFEKTE



Max Hachmann vor seinem Experiment mit einer Schutzbrille

Physik gehört nicht zu den Studienfächern, die Johanniter favorisieren; das sind schon eher Jura, Medizin, BWL oder – neuerdings – „irgendwas mit Medien“. Insofern gehört Max Hachmann (abit. 2011) zu einer seltenen Spezies von Absolventen des Johanneums. „Was die Welt im Innersten zusammenhält“, nennt er, Goethe zitierend, als sein Motiv, sich mit Physik zu beschäftigen.

Die Messlatte für ein erfolgreich beendetes Physikstudium ist hoch angesetzt: Im Schnitt schließen es weniger als 50 Prozent der Studierenden ab. Max Hachmann hat mit 170 Kommilitonen begonnen, rund 60 sind am Ende noch dabei. In den ersten beiden Semestern ist die Abbruchquote besonders hoch. Das Physikstudium ist also eine echte Herausforderung, auch und gerade in Hamburg. Max Hachmann kann das beurteilen. Im vergangenen Februar war er zu einer internationalen Summer School in Sao Paulo eingeladen. 60 Physikstudenten aus aller Welt hörten Vorträge hochkarätiger Dozenten aus Europa, Nordamerika und Südamerika. In einer abschließenden Laborwoche arbeiteten sie

praktisch. Angesetzt war für die Experimente ein 6-stündiger Arbeitstag. „Es war schon so, dass wir beiden Deutschen immer am schnellsten fertig waren, weil wir wussten, wie es geht. Das nannten die anderen dann ‚German efficiency‘.“ Max Hachmann ist sehr zufrieden mit dem Niveau der Physik-Ausbildung an der Hamburger Universität: „Hamburg ist ein anerkannter Forschungsstandort für meinen Bereich.“ Wer wie er Quanten- und Atomoptik zu seinem Schwerpunkt gemacht hat, findet in seinem Institut auf dem DESY-Gelände in Bahrenfeld eine vorbildliche Infrastruktur.

Liebe zur Genauigkeit

Max Hachmann hat es locker angehen lassen auf der Studienstufe während der letzten beiden Schuljahre. Für Physik würde es keine Zulassungshürde geben, das wusste er, anders als etwa für Medizin mit ihrem hohen Numerus clausus. „Ich hatte mir zwei Ziele gesetzt, eine ‚1‘ vor dem Komma in der Abiturnote und vier mal 15 Punkte im Kurs Physik“ (15 Punkte entsprechen der Note „1+“). Das hat

er erreicht. Er will den Dingen auf den Grund gehen, das sei sein Motiv gewesen, das Physikstudium zu beginnen. „In jedem Teilchen“, sagt er, „ist so viel Physik zu entdecken – man könnte geradezu Pantheist werden.“ Hinzu kommt eine Liebe zur Genauigkeit, zur klaren Unterscheidung von wahr und falsch. Er ist erst zufrieden, wenn er etwas ausrechnen kann. Der Vielfalt konkurrierender Interpretationen, mit der es das Feld der Geisteswissenschaften zu tun hat, kann er wenig abgewinnen.

Wenn alles überall ist: „vierter Zustand“

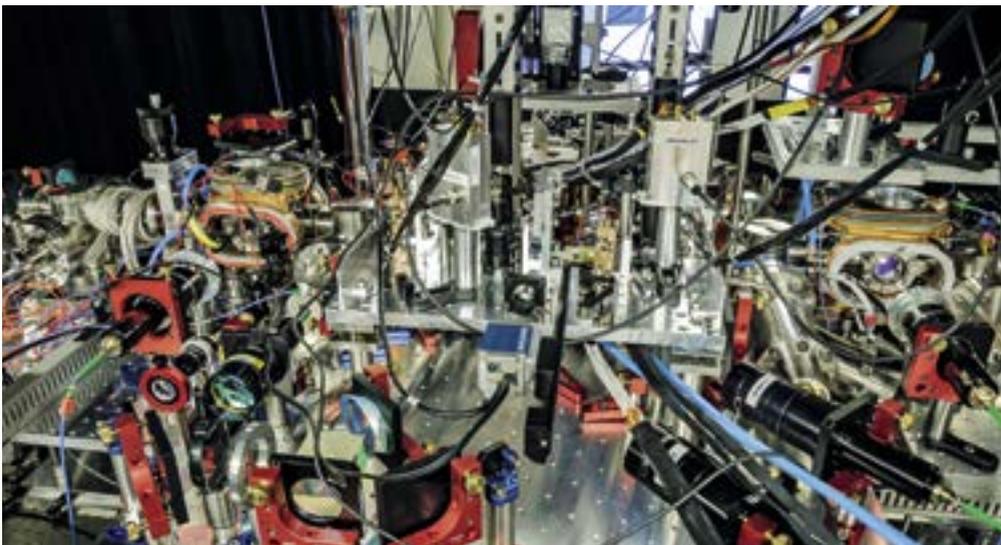
Für seine Masterarbeit zum Thema Quantenoptik zieht er sich jetzt für zehn Monate ins Labor zurück. Das sei „echte Forschung“: „man baut auf, stellt um, lötet und schweißt, justiert Spiegel und vieles mehr“, Kabelsalat inklusive. Der optische Tisch, an dem er arbeitet, wiegt eine Tonne – „um Erschütterungen beim Experimentieren zu vermeiden.“ Seit fünf Jahren wird an diesem Tisch versucht, ein Bose-Einstein-Kondensat zu erzeugen. Max Hachmann holt aus: Die Aggregatzustände gasförmig, flüssig und fest sind ja allseits bekannt, hier haben wir es mit einem „vierten Zustand“ zu tun, so extrem kalt, dass die Teilchen sich nicht mehr bewegen. Je kälter es ist, desto weniger Bewegung gibt es – „aber das wissen Sie ja“. Wenn alle Teilchen im gleichen Zustand sind, dann sind sie ununterscheidbar – „alle Teilchen befinden sich zu einem gewissen Teil überall“.

Seine Mitschüler wunderten sich: „Du gehst aufs Johanneum, Max, warum das denn? Du willst doch Physik studieren?“ Seine Antwort: „An der Uni bekomme ich meine Ausbildung, am Johanneum die Bildung.“

Im Experiment, das Max Hachmann mit aufgebaut hat, werden verschiedene Sorten von Teilchen („Bosonen“ und „Fermionen“) in einer Vakuumkammer gefangen und mit Hilfe von Laserstrahlen gekühlt. Anschließend werden sie in ein optisches Gitter, wiederum aus Lasern bestehend, gefüllt: „Wir erzeugen das perfekte optische Gitter und fangen darin die Teilchen.“ Im kalten, „vierten“ Zustand (Hachmann: „kältester Ort im Universum“) entsteht so ein sehr gut kontrollierbares System, um Quanteneffekte zu studieren. Was hier scheinbar so einfach klingt, hat es oft Widrigkeiten zu tun – „man braucht unfassbar viel Frustrationstoleranz“. Wozu das alles nützlich ist? Max Hachmann schüttelt den Kopf – diese Frage stellt sich Grundlagenforschung nicht.

Aber auch so rational denkende Menschen wie Max Hachmann kommen ohne einen Gegenpol nicht aus. Neben der Physik ist das Fotografieren seine Leidenschaft. Zwar kennt auch das Fotografieren klare Regeln, aber die Kunst besteht darin, „mit diesen Regeln zu spielen, sie zu durchbrechen.“

U.R.



Der Lasertisch: viele hundert Spiegel, Linsen und Strahlteiler bereiten die Laserstrahlen vor

„Staatsversagen“

HANS-JOCHEN LUHMANN SETZT SICH FÜR KLIMASCHUTZ EIN

Hans-Jochen Luhmann ist 1992 in das Thema Klimawandel eingestiegen, zur Zeit der ersten Welle der Klimapolitik. Wenn er zurückblickt auf die vergangenen 25 Jahre, gibt es kaum Anlass, sich zufrieden zurückzulehnen. Statt dass die globalen Treibhausgasemissionen, wie 1988 in Toronto geplant, bis 2050 schrittweise von 30 Mrd. t pro Jahr auf 15 Mrd. abgesenkt worden wären, sind sie bis 2010 auf 50 Mrd. t pro Jahr angestiegen.

Die globalen Abkommen, die von Rio de Janeiro und von Kyoto, haben an dieser Dynamik fast nichts verändert. Und auch das Pariser Klimaabkommen lässt nicht erwarten, dass sich daran etwas ändert. Das ist „eher Symbolpolitik“, meint Luhmann. Klimaschutzabkommen basieren auf Freiwilligkeit, Nicht-Mitmachen beim Schutz des globalen Gemeinschaftsgutes wird nicht sanktioniert. Solange Klimaschutzabkommen keine Sanktionen bei Verstößen vorsehen, sondern auf Freiwilligkeit basieren, werde keine Besserung eintreten. Luhmann: „Es muss Macht ins Spiel kommen“, damit sich etwas bewegt.

Nicht nur global, auch regional (EU) und national herrscht massives Versagen. Luhmann zufolge ist der zentrale Grund des Versagens die „Überlastung der Problemlösungskapazität“ auf der Top-Ebene der Politik. Diese Ebene der Politik bedürfe Hilfe von der wissenschaftlichen Politikberatung, die diese Aufgaben „abstrakt-strukturell“ besser fassen könne. Beispiel: Wenn die politische Vorgabe lautet, aus Klimaschutzgründen den Ausstoß an Treibhausgasen zu reduzieren (zu „deckeln“), dann ist das Umweltministerium, so wie es heute aufgestellt ist, nicht dazu in der Lage, die – sektoral

aufgeteilte – Gesamt-Deckelung (in Form des Klimaschutzplans) gegenüber den anderen Ressorts durchsetzen.

Ohne Rücksicht auf gesetzliche Regelungen

Beim Abgas-Skandal die Schuld auf Brüssel abzuwälzen, findet Luhmann unberechtigt: „Die EU-Abgasgesetzgebung war vorbildlich.“ Doch bei der Umsetzung der Euro-5/6-Normen, die die Emissionen von PKW begrenzen sollen, haperte es. Luhmann findet die Diagnose „Staatsversagen“, wie sie der Brüsseler Untersuchungsausschuss formuliert hat, zutreffend. Die Zulassungsbehörden in 16 von 28 Mitgliedsstaaten, an der Spitze die so wenig Kfz-affinen Staaten Luxemburg und Malta, wurden qua Wettbewerb unter Existenzdruck gestellt und ohne Aufsicht gelassen. Folglich taten sie, was das politikwissenschaftliche Lehrbuch voraussagt: Sie erteilten Genehmigungen neuer Autotypen wie vom Fließband, ohne Rücksicht auf gesetzliche Regelungen. Die Politik in den EU-Mitgliedstaaten sieht sich außerstande, diese Rechtswidrigkeit offiziell festzustellen, weil das einen Auskaufbedarf in dreistelliger Milliardenhöhe nach sich zöge. Die Lösung sind PKW, die mit „stiller ungültiger Betriebsgenehmigung“ in Betrieb bleiben.

Von einem Ausmisten des ganzen Stalls kann auch diesmal, nach Aufdeckung des PKW-Abgasskandals, keine Rede sein, meint Luhmann: „Die Kohabitation der Fahrzeugindustrie und ihrer Regulierer wird erschwert werden, im Kern aber unberührt bleiben; und das, obwohl der Unrat weiterhin zum Himmel stinkt.“ Auch aus dem strukturell gleichen Abgas-Skandal bei LKW, der im Jahre 2004 aufflog, sind schließlich kaum Lehren gezogen

Hans-Jochen Luhmann (abit. 1966) studierte in Hamburg und Heidelberg, erwarb das Diplom in mathematischer Ökonomie und promovierte mit einer Dissertation zum Thema „Politiken zur Energieeinsparung in Haushalten“. Nach zehnjähriger Tätigkeit als Chefökonom in einem Stuttgarter Ingenieurbüro war er seit 1992 beim „Wuppertal Institut für Klima, Umwelt, Energie“ beschäftigt, einem der führenden Think Tanks, wenn es um Fragen und Methoden des Wandels zur Nachhaltigkeit geht. Luhmann ist dort weiterhin als „Senior Expert“ tätig.



worden. Für Luhmann ist eindeutig: Der Staat verletzt seine Treueverpflichtung, beim Schutz der Gesundheit seiner Bürger wie auch beim Schutz der Steuerbasis (für die KfZ-Steuer).

Kollektives Wegschauen

Ist er ein Pessimist? Luhmann weiß zwar, wie die Welt zu retten ist, glaubt aber nicht, dass er als einzelner Entscheidendes dazu beitragen kann: „Omnipotenzphantasien sind mir fremd.“ Aber er ist gut vernetzt und nutzt seine Möglichkeiten sehr bewusst, als Referent und als Autor. „Ich gehe ganz bewusst in Konflikte“, zum Beispiel mit der Autoindustrie. Mit seinem Engagement will er etwas gegen die „Blindheit der Gesellschaft“ (Titel seines Buches) tun. Die schau bei vielen Problemlagen, nicht nur bei den alles überschattenden

Umwelt- und Klimaproblemen, weg – was verständlich sei, denn eine Gefahr, die man sieht, nicht zu beseitigen, das halte kein Sozialkörper aus. „Man kann aber das Wegschauen seinerseits sehr gut detektieren“, sagt Luhmann. Ihn, den Profi in der Analyse des kollektiven Wegschauens, überrascht es eigentlich nur wenig, wenn mal wieder ein Skandal aufpoppt.



U.R.

In Texas hochgelobt

BERND-ULRICH BUDELMANN ÜBER AMERIKA UNTER TRUMP

Herr Professor Budelmann, wir wollen darüber sprechen, wie ein Hamburger die USA seit dem Amtsantritt Trumps erlebt. Was hat sich in Ihren Augen verändert? Und wie sehen Sie die Perspektiven?

Bernd-Ulrich Budelmann: Ich will vorausschicken, was für das Verständnis meiner Antworten wesentlich ist, zum einen, dass ich seit 30 Jahren als Deutscher in den USA lebe, mit permanenter Arbeitserlaubnis, der berühmten „Green Card“. Ich bin also kein amerikanischer Staatsbürger und daher hier in den USA auch nicht wahlberechtigt. Zum anderen, ich lebe in Texas. Dieser Staat ist seit langem eine unangefochtene Hochburg der Republikaner. Mein Freundeskreis kommt zum einen aus dem akademischen Bereich, der mehr liberal-demokratisch ist, und zum anderen, vorwiegend wegen meiner Tätigkeit bei Rotary, aus der Business-Welt, die hier in Texas erzkonservativ-republikanisch ist. Seit meiner Pensionierung 2009 und dem weitgehenden Rückzug aus dem akademischen Leben ist mein Umfeld vorwiegend Business und damit republikanisch

orientiert. Mit anderen Worten, meine Antworten sind „texanisch eingefärbt“ und damit sicherlich nicht allgemein gültig für alle 50 Staaten der USA.



Der 45. US-Präsident

In Deutschland wird der neue amerikanische Präsident Donald Trump sehr kritisch gesehen. In Texas sieht das vermutlich ganz anders aus.

Trump wird hier – trotz der vielen negativen Geschehnisse in Washington – noch immer sehr positiv gesehen, zumindest nach außen hin. Das geht so weit, dass ich in der Business-Welt mit liberal-demokratischen Äußerungen sehr vorsichtig und diplomatisch sein muss, um nicht sofort ins Abseits gestellt zu werden. Ich glaube allerdings, dass die Unterstützung von Trump in ersten Linie nicht seiner Person gilt, sondern der republikanischen Partei. Während des

Vorwahlkampfes erhielt sein republikanischer Rivale Ted Cruz zunächst die volle und uneingeschränkte Unterstützung der Texaner, und Trump wurde als Kandidat nicht nur belächelt, sondern als völlig inkompetenter Außenseiter gesehen. Das änderte sich schlagartig, als Cruz gezwungen war, seine Kandidatur niederzulegen. Seit dem Augenblick wurde Trump als der bei weitem beste Kandidat gelobt – vorwiegend wohl, weil er der einzig hoffnungsvolle Kandidat der Republikaner war, um die Wahl gegen Hillary Clinton zu gewinnen.

Von außen, von Europa aus, hat man den Eindruck, dass sich das politische Klima in Amerika grundlegend verändert hat. Man scheint es nicht mehr mit politischen Gegnern, sondern mit Todfeinden zu tun zu haben. Trifft dieser Eindruck zu?

Hier in Texas hat sich das politische Klima eigentlich nicht verändert. Republikaner und Demokraten haben sich hier schon immer „bis aufs Messer“ bekämpft. In den vergangenen acht (!) Jahren konnte man regelmäßig (wöchentlich!) Leserbriefe in der lokalen Presse lesen, die den Demokraten Obama aufs Widlichste beschimpften, auf einem so niedrigen Niveau, dass ich den Respekt, den ich für einige der Autoren bisher hatte, völlig verloren habe.

Die Feindschaft hat auch etwas mit dem Parteiensystem zu tun.

Leider gibt es in den USA nur ein Zwei-Parteien-System, und diejenige der beiden Parteien, die im Repräsentantenhaus und im Senat die Mehrheit hat, hat das politische Sagen. Eine Zusammenarbeit beider Parteien existiert kaum oder gar nicht. In der Regel sagen „Karriere“-Diplomaten das, was

die Partei hören möchte – andernfalls würde man sich ja die Beine des politischen Stuhles, auf dem man sitzt, selber absägen. Viele wünschen sich in den USA ein Mehr-Parteien-System; dessen Zustandekommen wird aber von den Republikanern und Demokraten aus egoistischen Gründen mit allen Mitteln bekämpft. Ein gutes Beispiel dazu ist das laufend neue „meandering“ bei der Grenzziehung der Wahlbezirke, das gewährleistet, dass die jeweilig regierende Partei Vorteile im „electorial“-Wahlsystem hat.

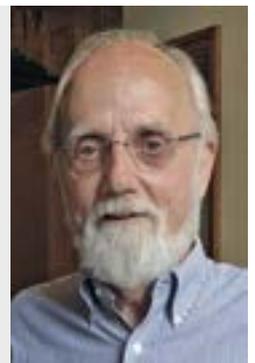
In Europa wird der frühere Präsident Barack Obama hoch geschätzt. Das ist in Teilen der USA also offenbar völlig anders, wo er wütend bekämpft wurde und wird. Woran liegt das?

Das hat vorwiegend zwei Gründe. Obama ist ein Demokrat und damit als solcher den Republikanern ein Dorn im Auge, und zusätzlich ist er auch noch ein Schwarzer. Beides zusammen ist eine inakzeptable Kombination für das vorwiegend weiße republikanische Establishment. Leider existiert die Kluft zwischen Schwarz und Weiß, zumindest hier in Texas, noch immer und scheint auch in der nahen Zukunft unüberbrückbar. Diese Kluft geht so weit, dass ein Haus, sobald eine schwarze Familie in die Nachbarschaft zieht, signifikant an Wert verliert.

Der „Spiegel“ hat im Februar ein Titelbild veröffentlicht, auf dem Trump Lady Liberty köpft, das Symbol der Freiheit in den USA. Wie nehmen Sie das wahr? Ist die Freiheit gefährdet?

Obwohl ich glaube, normalerweise Menschen recht gut einschätzen zu können, bin ich mir bei Trump völlig im Unklaren. Seine

Bernd-Ulrich Budelmann (abit. 1962) wurde 1970 mit einer Dissertation im Bereich der Neuro-Ethologie an der Universität München promoviert und habilitierte 1975 an der Universität Regensburg. Von 1979 bis 1984 war er Heisenberg-Stipendiat der Deutschen Forschungsgemeinschaft. 1987 nahm er einen Ruf auf eine Associate Professur an der Universität von Texas (Medical Branch in Galveston) an. 1993 erfolgte die Verbeamtung („tenure“), und er wurde Full Professor im Department of Otolaryngology, zusätzlich ab 2004 Full Professor im Department of Neuroscience & Cell Biology. Seit 2012 ist Budelmann Professor Emeritus im Department of Biochemistry & Molecular Biology.



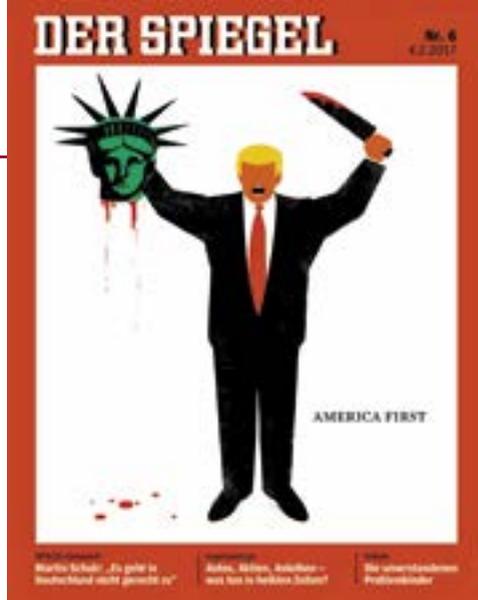
entstellende Mimik und seine seltsamen Verhaltensweisen bei öffentlichen Auftritten verdecken völlig, was sich hinter dieser Trump-Fassade wirklich verbirgt. Dazu kommt noch sein schon krankhafter Narzissmus, der keinerlei Kritik an seiner Person zulässt. Als Patriarch eines Familienunternehmens ist er es einfach nicht gewohnt, sich die Meinung anderer anhören oder sogar berücksichtigen zu müssen, er als Patriarch hat das alleinige Sagen. Mit anderen Worten, Trump ist für mich undurchschaubar und damit völlig unberechenbar. Darüber hinaus scheint er nicht zu verstehen, dass in der heutigen global-vernetzten Welt kein Land mehr allein existieren kann, auch nicht das „große Amerika“. Sich mit seinen (Fehl-)Entscheidungen von dem Rest der Welt abzukapseln, ist für mich nicht nur dumm, sondern auch gefährlich, da im Augenblick einer daraus für ihn resultierenden Niederlage seine aufbrausende und unberechenbare Mentalität zu weiteren dramatischen Fehlentscheidungen führen kann.

Checks and balances sind ein grundlegendes Element des amerikanischen Regierungssystems. Funktioniert es noch?

Ich hoffe! Ich befürchte allerdings, dass das wesentlich von der Besetzung der vielen in Washington noch immer unbesetzten Stellen im exekutiven, juristischen und legislativen Bereich abhängt. Werden diese Stellen nicht mit politisch „halbwegs neutralen“ Leuten, sondern mit mehrheitlich erzkonservativen Republikanern besetzt, dann könnte ich mir vorstellen, dass diese gegenseitige „liberale“ Kontrollfunktion empfindlich gestört werden könnte.

Medien-Bashing scheint eine von Trumps Lieblingsbeschäftigungen zu sein. Wie wird Trumps Umgang mit den Medien („fake news“) bei Ihnen in Texas wahrgenommen? Heißt es, endlich zeigt es jemand den „linken Medien“ einmal?

Eigentlich weniger. Viele Medien, nicht nur in Texas, sondern überall in den USA, werden von der politischen Meinung ihrer Besitzer beeinflusst, wenn nicht vollkommen kontrolliert. Um ein klares, unvoreingenommenes Bild von Ereignissen zu bekommen, ist es unerlässlich, in internationale Medien



America first?

zu schauen. Und das schließt Ereignisse in den USA mit ein. Die Berichterstattung über wesentliche Ereignisse in den USA ist in den europäischen Medien neutraler und besser (und oft auch schneller) als hier. Abgesehen von einer bestimmten Art Boulevard-Presse existieren die „fake news“ eigentlich erst seit der Trump-Ära und mit den von ihm selber verbreiteten Unwahrheiten. Auffallend ist, dass in den Augen von Trump nur solche News „fake“ sind, die Negatives über ihn berichten, positive Nachrichten über ihn sind immer richtig und niemals „fake“.

Ich kann mich nicht erinnern, dass jemals ein amerikanischer Präsident in dieser Weise über andere Länder und Regierungschefs gesprochen hat, schon gar nicht öffentlich und per twitter. Trump hat Bundeskanzlerin Merkel mehrfach brüskiert. Im Wahlkampf nannte er ihr Verhalten „geisteskrank“; die Deutschen würden noch bereuen, dass Merkel ihre Regierungschefin ist. Wie wird Trumps Verhalten bei Ihnen wahrgenommen?

In Texas gilt „Wir sind wir und wir können machen, was wir wollen“ – hier brauchen Motorradfahrer noch immer keinen Sturzhelm zu tragen und Studenten können neuerdings Waffen mit in die Vorlesung bringen. Daher fällt hier das ungehobelte, undiplomatische und oft äußerst peinliche internationale Auftreten von Trump kaum auf oder wird zumindest akzeptiert, vielleicht sogar begrüßt. Das ist traurig und peinlich zugleich. Es wird lange dauern, bis der Schaden, den Trump damit für das Ansehen der USA auf internationaler Bühne angerichtet hat, wiedergutmacht werden kann.

Redaktion: U.R.



Carl Albrecht Oberg

DER „SCHLÄCHTER VON PARIS“

Carl Albrecht Oberg mit Pierre Laval 1943 in Paris (Bundesarchiv, Bild 183-H25719 / CC-BY-SA)

Er war einer der großen NS-Verbrecher, man nannte ihn den „Schlächter von Paris“. Humanistische Bildung scheint an ihm, der 1914 aus der Oberprima des Johanneums ausschied, spurlos vorübergegangen zu sein. Auf einer Ehren tafel für Ehemalige wird man ihn nicht finden.

Carl Albrecht Oberg, geboren 1897, gehört zur Generation der jungen Frontkämpfer, die es kaum erwarten konnte, in den „großen Krieg“ zu ziehen. Er hatte sich von der aufgeheizten patriotischen Stimmung anstecken lassen, die damals auch am Johanneum herrschte (Direktor Friedrich Schultheß: „Wir brauchen unsere zwei Hände zu raschen, kräftigen Schlägen, auf die Feinde hüben, auf die Feinde drüben“), und meldete sich, noch Oberprimaner, freiwillig zum Fronteinsatz. Zu den Waffen zu eilen war dem Arztsohn wichtiger, als das Abitur abzulegen.

Die Demobilisierung nach Ende des Krieges erlebte er, 22-jährig, als Leutnant, ausgezeichnet mit dem EK I. Er fasste nicht gleich wieder Fuß im Zivilleben, sondern war zunächst als Freikorps-Angehöriger aktiv („Freikorps Groß-Hamburg“); 1920 beteiligte er sich am – gescheiterten – Kapp-Putsch gegen die damalige Reichsregierung. Der Zugang zu akademischen Berufen war ihm seines unabgeschlossenen Bildungsgangs wegen versperrt. Ab 1926 arbeitete er im

Vertrieb für Tropenfrüchte; 1930 erwarb er ein Zigarrengeschäft. Mit seinen kaufmännischen Unternehmungen fallierte er mehrfach.

Heydrichs Mitarbeiter

Oberg stieß früh zur NS-Bewegung. 1931 trat er der NSDAP bei, 1932 der SS. An der Seite Reinhard Heydrichs, des späteren Chefs der Sicherheitspolizei und „Protectors“ in der besetzten Tschechoslowakei, stieg er rasch in der SS-Hierarchie auf. Während des „Röhm-Putsches“ im Juni 1934 koordinierte er die Mordaktionen der SS gegen die SA in Süddeutschland. In der Folge baute er, als Stabschef Heydrichs, ein Netz von haupt- und nebenamtlichen Spitzeln und Informanten des Sicherheitsdienstes (SD) der SS



Marseille, 24. Januar 1943: französische Juden werden deportiert (Foto W. Vennemann)

auf. Nach der Weimarer Zeit, in der er weder politisch noch ökonomisch festen Boden unter den Füßen gewinnen konnte, bot ihm die SS Orientierung: Sie gab ihm „nicht nur ein politisches Kampfziel, sondern durch die hauptamtliche Führertätigkeit auch wirtschaftliche Sicherheit“. (R. B. Birn)

Die größten Karrieresprünge machte Oberg während des Zweiten Weltkriegs. Bei Kriegsbeginn begegnen wir ihm als Polizeipräsidenten von Zwickau, zwei Jahre später als SS- und Polizeiführer im Distrikt Radom im sog. Generalgouvernement. Den Höhepunkt seiner SS-Karriere bildete, im Mai 1942, die Beförderung zum „Höheren SS- und Polizeiführer im Bereich des Militärbefehlshabers in Frankreich“. Um dem neuen Mann den Rücken zu stärken, kam Heydrich persönlich zur Amtseinführung nach Paris. Zu Obergs Aufgaben gehörte der Bereich der „Sühnemaßnahmen gegen Verbrecher, Juden und Kommunisten“ („Führerbefehl“ vom 9. 3. 1942). In der Bevölkerung erwarb er sich den Ruf als „Schlächter von Paris“. Sein Biograf Ulrich Lappenküher nennt ihn den „maßgeblichen Vollstrecker deutscher Besatzungspolitik“ und bilanziert: „Er zeichnete für die Deportation von etwa 75.000 Juden, den Tod Tausender in Internierungslagern, für Sippenhaft, Geiseler-schießungen und ‚Nacht- und Nebel‘-Aktionen verantwortlich.“ In der Endphase des Krieges wurde er zur kämpfenden Truppe versetzt; im Range eines Generals der Waffen-SS und Polizei erhielt er ein Kommando in der „Heeresgruppe Weichsel“, die dem Reichsführer-SS Heinrich Himmler direkt unterstellt war. Bei Kriegsende versuchte er in einem Tiroler Dorf Unterschlupf zu finden.

Hitlergruß am Grab

Das Versteck blieb nicht unentdeckt, Verhaftung und Verurteilung folgten. Zunächst verhängte ein britisches Gericht die Todesstrafe über ihn, lieferte ihn aber anschließend an Frankreich aus. Ein französisches Gericht verurteilte ihn 1954 erneut zum Tode. Dass sich an seiner hitlertreuen Gesinnung nichts geändert hatte („völlige Unbelehrbarkeit“ hieß es in einem Vermerk der deutschen Botschaft Paris), zeigt folgender Vorfall: Bei der Beerdigung eines in der Haft

verstorbenen „Kommandeurs der Sicherheitspolizei und des SD“ erhob er die Hand zum Hitlergruß – und dies, obwohl zu diesem Zeitpunkt sein eigener Prozess gerade begonnen hatte. Einsicht in die Verwerflichkeit seiner Taten, Anzeichen von Reue, Schuldbewusstsein – Fehlanzeige!

Auch diesmal wurde die Strafe nicht vollstreckt, sondern in lebenslange Haft umgewandelt. 1959, als Staatspräsident de Gaulle sein Amt antrat, wurde sie sogar noch weiter gemildert: de Gaulle befand, 20 Jahre Zwangsarbeit seien Strafe genug für den deutschen Kriegsverbrecher. In einem erneuten Gnadenakt verfügte er 1962 die endgültige Haftentlassung Obergs. Insgesamt hatte Oberg 17 Jahre hinter Gittern verbracht.

Oberg ließ sich in Flensburg nieder, was nicht weiter überrascht. Flensburg war in der Nachkriegszeit ein Rückzugsort ehemaliger Nationalsozialisten – Oberg befand sich also unter Seinesgleichen. Seiner Integration als „anständiger Bürger“ hätte eigentlich nichts im Wege gestanden, wäre er nicht bald darauf, 1965, gestorben.

U.R.

Literaturhinweise:

- U. Lappenküper, „Oberg, Carl-Albrecht“, in: *Neue Deutsche Biographie* 19 (1998), S. 385 • Ders., *Der „Schlächter von Paris“: Carl-Albrecht Oberg als Höherer SS- und Polizeiführer in Frankreich 1942-1944*, in: *Frankreich und Deutschland im Krieg (November 1942 - Herbst 1944). Okkupation, Kollaboration, Résistance*, Bonn 2000, S. 129-143 • H. Weiß: *Biographisches Lexikon zum Dritten Reich. Frankfurt am Main 1998*, S. 338 f. • R. B. Birn, *Die höheren SS- und Polizeiführer, Himmlers Vertreter im Reich und in den besetzten Gebieten*, Düsseldorf 1986, S. 341 • S. Aronson, *Reinhard Heydrich und die Frühgeschichte von Gestapo und SD*, Stuttgart 1971, S. 141f. • Bernhard Brunner, *Der Frankreich-Komplex. Die nationalsozialistischen Verbrechen in Frankreich und die Justiz der Bundesrepublik Deutschland*, Göttingen 2004, S. 134, 137, 167f. • Gerhard Paul, *Flensburger Kameraden. Wie Deutschlands hoher Norden nach dem Krieg für Tausende NS-Funktionäre und -Offiziere zur Fluchtburg und später vielfach zur sicheren Heimat wurde*, in: *Die Zeit* Nr. 6 (2001)

Luther als Disputator

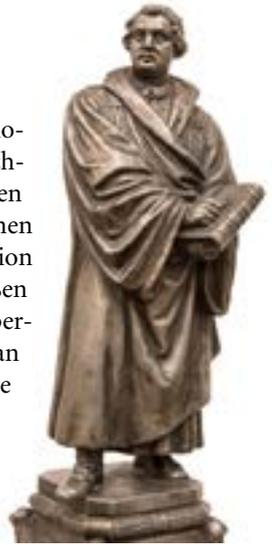
ER BEHERRSCHTE LATEIN WIE SEINE MUTTERSPRACHE

Die Universitäten zur Zeit Luthers sind nicht mit den heutigen zu vergleichen. Im 16. Jahrhundert sind sie nicht Stätten wissenschaftlicher Forschung, sondern vermitteln Lehrinhalte von verbindlicher Geltung. Statt der Seminare, die den Studenten in selbständige wissenschaftliche Arbeit einführen, gab es Disputationen, in denen die verbindlichen Lehrinhalte erklärt und eingeübt wurden.

Die Statuten der 1502 gegründeten Universität Wittenberg, an die Luther, damals noch Augustinermönch, 1508 berufen wurde, bestimmten, dass jeder Magister der theologischen Fakultät einmal im Jahr öffentlich und feierlich (*publice et solemniter*) zu disputieren hatte. Es ging um die Klärung von Lehrinhalten und ihre Harmonisierung mit der exegetischen Tradition. Der Magister stellte die Lehre in Thesen (oder Conclusionen) vor und verteidigte sie gegen die Einwände (*argumenta*) der Opponenten. Luther hat in seiner Frühzeit dreimal in dieser Weise disputiert, indem er über die Öffentlichkeit seiner Universität noch hinausgriff. Am bekanntesten ist die *Disputatio pro declaratione virtutis indulgentiarum* vom Oktober 1517, Erklärung, was die Ablass taugen. Die 95 Thesen wurden in Plakatdrucken veröffentlicht; ein Anschlag an die Türen der Schlosskirche in Wittenberg wird erst 1546 durch Melanchthon mitgeteilt. Luther bittet diejenigen, die nicht dabei sein können, sich brieflich zu beteiligen. Die Thesen erregten großes Aufsehen, eine Disputatio über sie fand nicht statt.

Im April 1518 disputierte Luther in Heidelberg vor dem Kapitel seines Ordens. Die Dominikaner hatten Luther in Rom angeklagt. Luthers Orden, die Augustinereremiten, wollten nun klären, wie sie sich zu der Lehre ihres Ordensbruders stellten. Luther entwickelte in 40 Thesen seine *Theologia Crucis*, die sich an den durch seine Leiden erlösenden Christus hält im Gegensatz zu

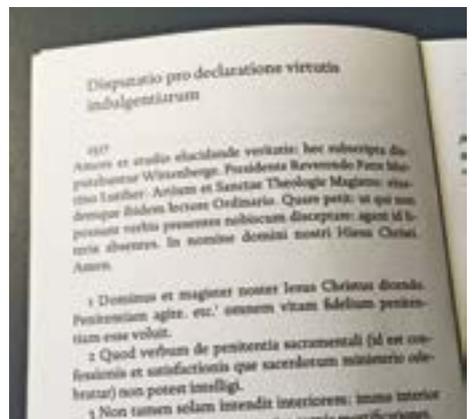
einer *Theologia Glorae*, die den allmächtigen Gott in seinen Werken erkennen will. Die Disputatio gewann Luther großen Zuspruch in Oberdeutschland. Man bewunderte seine Geduld im Respondieren und seinen Scharfsinn im Argumentieren, wobei er sich aus dem Gedächtnis auf Stellen der Heiligen Schrift stützen konnte.



Luther aus Blei

Im Juli 1519 disputierte Luther in Leipzig gegen Johannes Eck, den Theologieprofessor aus Ingolstadt und Gegner Luthers, „*de primatu Romani pontificis*“. Diese Disputatio vollzog sich in *unmittelbarer Rede und Gegenrede* der Disputanten. Am Anfang steht die *Protestatio* (verbindliche Erklärung), dass die Redner keinen Finger breit (*ad latum digitum*) von der katholischen Lehre abweichen wollen. Wenn solches beanstandet werde, sei es nicht vorsätzlich (*dedita opera*) geschehen, sondern aus menschlichem Unverstand und möge als widerrufen (*pro recantato*) gelten.

Eine andere Form der Disputatio ist die *Disputatio circularis*. Die Magister ließen



Luthers Disputationsthesen zur Klärung der Kraft der Ablass („95 Thesen“)

der Reihe nach freitags (*singulis sextis feriis*) über ihre Thesen disputieren. Die Studenten hatten sie nacheinander (*circuli vice*) gegen die Argumente der Opponenten zu verteidigen. Luther hat sich sehr für die Wiederbelebung dieser Disputationen eingesetzt und im Juni 1537 *de veste nuptiali*, über das Hochzeitskleid, nach Matth. 12,11 disputieren lassen. Dieser Zirkulardisputation stellte er eine *Praefatio* voran, die die Sorge für seine Studenten zum Ausdruck bringt. Sie sollten nicht verzagen, wenn sie die Argumente nicht gleich richtig bilden, beredt darlegen und gut lösen könnten. Hier gehe es nicht um den Ruhm der Welt, und es werde nicht mit Vorwürfen, sondern freundlich disputiert.

Die Kosten übernimmt der Landesherr

Die dritte Form der Disputation ist die *Disputatio examinatória*. In diesen Promotionsdisputationen *respondierte* der Promovend zur Verteidigung der Thesen seines Professors gegen die Einwände der Opponenten, um einen akademischen Grad zu erwerben (*pro gradibus nanciscendis*). Es gab drei Grade: a) den *Baccalaureus biblicus*, der die Befähigung erwarb, ein Buch der Hl. Schrift cursorisch zu behandeln. Er hieß daher auch *cursor*, b) den *Magister sententiarius*, der die vier Bücher des Petrus Lombardus (bis 1160) über Gott und die Schöpfung, die Erlösung und die Sakramente vortragen durfte. Hiermit war die *licentia ubique docendi* verbunden, so dass die Magister auch *Licentiaten* hießen, c) den *Doctor Theologiae*. Luther wurde dazu 1512 unter dem Vorsitz seines Generalvikars Johann von Staupitz promoviert. Die Kosten der Promotion trug sein Landesherr, der Kurfürst Friedrich der Weise.

Schon die frühesten überlieferten Disputationen zeigen, dass Luther sie dazu nutzt, seine Theologie zu klären und im gehörigen akademischen Rahmen vorzutragen. Im September 1516, ging es um den Grad eines *Sententiars* mit dem Thema: „*an homo ... naturalibus suis viribus Dei creatoris praecepta servare aut boni quippiam facere ... possit* – Ob der Mensch aus seinen natürlichen Kräften die Gebote Gottes, seines Schöpfers, erfüllen oder etwas Gutes machen könne“. Im September 1517 antwortet (*respondet*)

ein *Magister artium* unter dem Vorsitz Luthers auf die nachfolgenden Thesen (*ad subscriptas conclusiones*) „*Contra scholasticam Theologiam*“.

Ein guter Baum trägt gute Früchte

Ein rhetorisches Glanzstück dieser Disputation ist der antithetische Chiasmus in These 42, mit der Luther die Theologie von der Philosophie des Aristoteles abgrenzt. Nach Aristoteles erwirbt ein Mensch den *Habitus* eines Gerechten, indem er gerecht handelt (Aristoteles, *Ethica Nicomachea* 2,1. 1103 b). In der Theologie dagegen sind Glaube und Gnade Voraussetzung der Gerechtigkeit, der Hl. Schrift entsprechend, dass ein guter Baum gute Früchte trägt und ein schlechter schlechte (Matth. 7,17f.): *non efficimur iusti, iusta operando, sed iusti facti, operamur iusta*.

Von 1525 bis 1535 finden in Wittenberg keine theologischen Disputationen statt, da das päpstliche Privileg nicht mehr bestand. In den evangelischen Territorien war erst eine neue Rechtsgrundlage zu schaffen „kraft apostolischer und kaiserlich-politischer Autorität“. Seit 1535 tut Luther viel für ihre Wiederbelebung und disputiert bedeutende Themen seiner Theologie wie „*de fide*“, „*de lege*“ und zu Paulus, Römerbrief 3,28: *arbitramur hominem iustificari fide absque operibus legis* – wir meinen, dass der Mensch durch den Glauben ohne die Werke des Gesetzes gerechtfertigt wird. In der *Disputatio de homine* von 1536, in der Luther

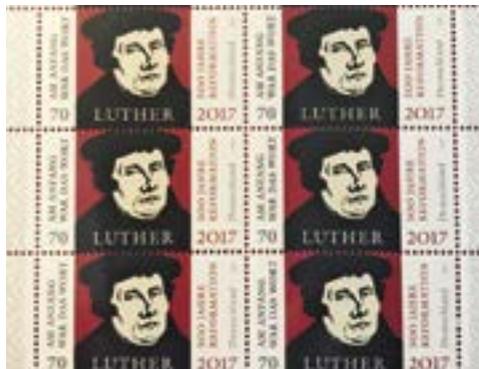


Reformatoren als Sitzgelegenheit

eine evangelische Anthropologie entwirft, zieht er diesen Satz zur Definition des Menschen heran (These 32). In der ersten Hälfte der 40 Thesen zeigt er, dass die Philosophie nicht in der Lage ist, nach der *causae*-Lehre des Aristoteles den Menschen hinreichend zu definieren, also weder seine *causa materialis* noch *formalis*, weder die *causa efficiens* noch *finalis* richtig anzugeben weiß. Für die *causa finalis* benutzt Luther ein Gleichnis: wie Himmel und Erde sich zu Anfang der Schöpfung im Vergleich zu ihrer Gestalt nach sechs Tagen zeigten, so verhält sich der Mensch dieses irdischen Lebens im Vergleich zu seiner künftigen Gestalt, wenn er als Ebenbild Gottes wiederhergestellt sein wird (Thesen 37f.).

Keine Ketzerei

Luthers Disputationen fanden von Anfang an großes Interesse und wurden mehrfach in Sammlungen veröffentlicht. Sie verdeutlichen, dass Luther aus seinem Lehrauftrag als Doktor der Theologie die Pflicht und die Berechtigung ableitet, sich zu theologischen Lehrmeinungen zu äußern. Er äußert seine Kritik an der scholastischen Theologie und kirchlichen Praxis nicht in neuer Form, sondern bleibt in dem vorgesehenen Rahmen der Universität, in der es seit dem 12. Jahrhundert üblich war, die Vernunft zur Klärung von Glaubenswahrheiten



Luther als Briefmarke

heranzuziehen und deren Übereinstimmung mit der Hl. Schrift zu prüfen. Vom Vorwurf der Ketzerei, den auch die Universität treffen würde, ist er solange geschützt, bis er aus der Hl. Schrift oder mit vernünftigen Gründen widerlegt worden wäre. Den Schutz übernimmt sein Landesherr.

Die Sprache der Universität ist Latein; Luther beherrscht sie wie seine Muttersprache. Seine Leistung für die Entwicklung der deutschen Sprache durch seine Bibelübersetzung sollte den lateinischen Luther nicht vergessen lassen, der als Universitätslehrer seine Theologie lateinisch entwickelt und begründet hat.

Hans Kurig † (*praec. olim*)

UNAUFGEBBARER GROSSBEGRIFF

Leserbrief zu: „Humanismus am Ende?“

Herzlichen Dank für den Humanismus-Artikel in der letzten Ausgabe. Alle, denen das humanistische Gymnasium am Herzen liegt, stehen ja vor der Aufgabe, sich darüber zu verständigen, was Humanismus heute bedeuten soll bzw. nicht mehr bedeuten soll. Da ist die historisch-kritische Reflexion unerlässlich. Als evangelischem Theologen sind mir beim Lesen einige Assoziationen zwischen dem „Humanismus“ und meinen Großbegriffen „Protestantismus“, „Christentum“ oder „Glaube“ in den Sinn gekommen. Die historische Kritik ist hier wie dort sinnvoll und angemessen. Zugleich aber stehen sie für etwas Unaufgebbares, das allerdings schwer zu greifen, zu beschreiben

und zu verwirklichen ist. Eine Versuchung ist es, dieses Unaufgebbare des Humanismus bzw. des Christentums dadurch plausibel zu machen, dass man es polemisch gegen die Gegenwartskultur des Nützlichen, Technischen und Ökonomischen in Stellung bringt. Doch macht man es sich da nicht zu leicht? Andererseits geht es doch darum, den höheren Nutzen von etwas zu benennen, das sich direkter Nützlichkeit und Verwertung entzieht: in der humanistischen Bildung wie beim Sinn und Geschmack für die Unendlichkeit.

Pastor Dr. Johann Hinrich Claussen,
Kulturbeauftragter der EKD

Kreuzigung ohne Christus

JAN BERTHEAUS UNGEWÖHNLICHE PERSPEKTIVE



Jan Bertheau, *Kreuzigung*, 2014, Acryl auf Leinwand, 100 x 340 cm (Sammlung EKD)

Die „Kreuzigung“ wurde anlässlich des Reformationsjubiläums 2017 vom Kirchenamt der EKD erworben und hängt seit der Wiedereröffnung der restaurierten Schlosskirche in der Dauerausstellung im Schloss Wittenberg. Dem Bild gegenüber hängen die 95 Thesen Luthers.

Jan Bertheau (abit. 1975) verfolgt einen anderen Ansatz, als man es bei Kreuzigungsbildern gemeinhin gewohnt ist. Sein Gemälde zeigt weder Kreuz noch Christus, sondern bietet dem Betrachter die Perspektive des Gekreuzigten. Der Blick ist „nach draußen“ gerichtet, ins Weite, Offene – er reicht über

die Schwelle zum Jenseits, hier markiert durch die Horizontlinie, und verspricht unmittelbar Erlösung und Freiheit. Dass es sich um Christus handelt, der da schaut, erkennt man an den beiden Mitgekreuzigten links und rechts; er ist die Leerstelle, die man quasi automatisch ergänzt: „Solus Christus“.

Laut Antje Heling-Grewolls, Referentin für Kunst- und Kulturgut der Nordkirche, steht das Bild in der Wittenberger Ausstellung dafür, „wohin wir mit der Freiheit eines Christenmenschen heute gekommen sind“.

U.R.



Jan Bertheau (abit. 1975) studierte in Hamburg an der Hochschule für Bildende Künste bei KP Brehmer. Der Volljurist hat sich ganz der Kunst verschrieben. Seit 2007 lebt er mit Frau und Sohn in Hohwacht/Ostholstein.



Atelier des Künstlers

Hygienisch untragbar

WARUM DAS JOHANNEUM NACH WINTERHUDE ZOG

Warum zog das Johanneum 1914 vom Domplatz in die Maria-Louisen-Straße? Dem „Bericht des Ausschusses zur Prüfung des Senatsantrags von 1908“, der der Bürgerschaft 1910 vorgelegt wurde, ist zu entnehmen, dass die „Beschaffenheit des Gebäudes der Gelehrtenschule des Johanneums in schulhygienischer und baulicher Beziehung“ untragbar geworden ist. Auszug aus dem Bericht (gekürzt):

Wenn man einen Vergleich zwischen dem Johanneum und den übrigen [6] höheren Schulen vom technischen Standpunkt aus zieht, so ergibt sich die Tatsache, daß das Johanneum, was die hygienische Beschaffenheit, Zweckmäßigkeit und Zulänglichkeit des Gebäudes anlangt, so ziemlich an letzter Stelle steht. Die Korridore sind zu eng, um den Schülern in den Pausen Aufenthalt zu gewähren. Bei schlechtem Wetter, wenn es unmöglich ist, die Schüler in den Hof zu lassen, muß man sie im Johanneum in die Turnhalle pferchen, wo man ca. 500 Schüler unterbringen muß. Zu klein ist die Klosetanlage für die große Zahl der Schüler im Westflügel. Die Gebäude sind zugig, die Fenster undicht, Windfänge nicht vorhanden. Die bauliche Mißstände werden jetzt vom Publikum mehr empfunden als vor Jahrzehnten, weil inzwischen die neueren Schulanstalten so viel besser ausgestattet sind, meist auch die freiere und bequemere Lage voraus haben und den Elternwohnungen näher liegen.

Bei der Turnhalle ist vor allem hervorzuheben, daß sie zu klein ist. Es fehlt der Turnhalle außerdem an Nebenräumen, sodaß die Schüler nicht einmal in der Lage sind, ihre Straßenschuhe mit Turnschuhen zu vertauschen, [und] ihre beschmutzten Straßenschuhe anbehalten. Manche Hygieniker sind der Meinung, lieber gar keinen Turnunterricht zu erteilen, als solchen, wo bei einem

flotten Turnbetriebe Staubteile in der Luft herumfliegen und ihren Weg in die Lungen der Schüler finden.

Neben der Enge und Unzulänglichkeit der Räume sind besonders noch zwei Überstände hervorzuheben; der erste ist der Straßenlärm. Man muss die Schüler immer ersuchen, lauter zu sprechen, sobald ein Fenster geöffnet ist.

Ein anderer Übelstand ist die Gestaltung der Klassenzimmer. Diese gehen in die Tiefe und nicht in die Länge. Die Folge davon ist, daß eine Reihe von Plätzen nicht das genügende Licht hat.

Ein weiterer Grund für den Neubau war die gesunkene Schülernachfrage. Im Bericht heißt es:

Im Jahre 1880 hatte das Johanneum noch aus der Altstadt und Neustadt zusammen 145 Schüler, im Jahre 1909 nur 20, aus St. Pauli damals 20, jetzt 5 Schüler, aus St. Georg damals 133, jetzt nur 45 Schüler. Aus diesen Zahlen geht hervor, daß die für die Platzwahl im Jahre 1838 maßgebenden Gegenden Altstadt, Neustadt, St. Pauli und St. Georg für das Johanneum längst nicht mehr die frühere Bedeutung haben.

Eine geeignete Lage sei heute nur die, an der die beiden Verkehrslinien von beiden Seiten der Alster sich schnitten. Das sei in Winterhude der Fall. Wenn man 10 bis 20 Jahre weiter denkt, so werde der ganze Stadtteil in Winterhude bebaut sein, und zwar werde er von demjenigen Publikum bewohnt, dessen Söhne auf das Johanneum geschickt werden. Das Johanneum werde in Zukunft eine ähnliche Mittellage innerhalb des ihm zugetanen Bevölkerungskreises haben wie in der Vergangenheit am Speersort.



Das Johanneum am Speersort

Heimat Johanneum

ULI GERHARDT VERGLEICHT EINST UND JETZT

Uli Gerhardt, 66 Jahre alt, hat 53 Jahre seines Lebens am Johanneum verbracht – zunächst als Schüler (abit. 1970), dann als Lehrbeauftragter und schließlich als Lehrer. Auch heute, nach seiner Pensionierung, ist er mit einem Lehrauftrag am Johanneum tätig. Ein Leben für das Johanneum eben.



Blickt gern zurück: Uli Gerhardt

Heute können die Eltern selbst bestimmen, an welche weiterführende Schule ihr Kind nach der 4. Klasse wechseln kann, unabhängig davon, ob es dafür geeignet ist oder nicht. Welche Voraussetzungen mussten Sie 1961 erfüllen, um auf das Johanneum zu kommen?

Wir mussten an einer 14-tägigen Aufnahmeprüfung teilnehmen. In meinem Fall fand sie an der „Hegepenne“ statt. Wir hatten damals auch probeweise Lateinunterricht, übrigens bei Harald Schütz, der während meiner Schulzeit Schulleiter am Johanneum war. 1967 wurde die Aufnahmeprüfung schließlich abgeschafft. Ich habe die Prüfung aber nicht als Belastung empfunden, sondern als Chance; man konnte zeigen, was man „drauf hatte“. Mit mir zusammen kam nur ein anderer Mitschüler von der Grundschule Knauerstraße in die eine 5. Klasse, die am Johanneum eingerichtet wurde, übrigens 40 Schüler stark.

Latein und Griechisch sind die beiden Fächer, die das Profil des Johanneums bestimmen. Das waren nicht Ihre Lieblingsfächer; für den Lehrberuf haben Sie andere Unterrichtsfächer, nämlich Physik und Sport gewählt.

Ich hatte zwar in Klasse 5 und 6 mit einer „1“ in Latein angefangen, nicht zuletzt dank meiner Mutter, die Spaß daran hatte, ihre Lateinkenntnisse wieder aufzufrischen, und mich beim Lernen massiv unterstützte. Aber zum Abitur hat es nur für eine „4“ gereicht; als wir Ovid durchnahmen, habe ich mich

sozusagen abgemeldet. Aber nach dem Abitur habe ich gemerkt, was mir Latein gebracht hat: die Einsicht in die Struktur der Sprache, das genaue Hinschauen beim Entschlüsseln der Konstruktionen. Ich glaube, auch mein Deutsch ist dadurch besser geworden.

Und wie war es mit Griechisch?

Griechisch war noch eine andere Nummer. Der Formenreichtum hat mich erschlagen. Man sagt ja, man sieht Licht am Ende des Tunnels, wenn man erst die Philosophen im Original liest; für mich waren das eher die Lichter eines entgegenkommenden Zuges. Als ich dann in Griechenland war, konnte ich gerade die Ortsschilder entziffern. Aber ich habe gelernt zu lernen. Neulich beim Aufräumen bin ich auf eine Lernkartei mit Vokabeln gestoßen. Mensch, Uli, was warst du fleißig, habe ich mir gedacht. Lateinische Zitate fallen mir bei jeder Gelegenheit ein; die sind so schön kurz und präzise.

Zum Beispiel?

Omne simile claudicat – jedes Beispiel hinkt.

Die Zusammensetzung des Kollegiums hat sich grundlegend verändert. Heute sind die Lehrerinnen in der Mehrzahl, zu Ihrer Schulzeit gab es noch ein reines Männerkollegium.

Ich hatte nur männliche Lehrkräfte, fast alle waren Kriegsveteranen, einige

Kriegsversehrte darunter. Dem einen fehlte ein Arm, dem anderen ein Bein; die psychischen Verletzungen, die sie davongetragen hatten, waren natürlich nicht auf den ersten Blick spürbar. Ich erinnere mich, dass mein Klassenlehrer Blume einmal vollkommen ausrastete, als ein Mitschüler laut in einen Apfel biss. Herr Schütz hat der Klasse dann erklärt, warum es zu dieser Explosion kam: Blume sei in der Kriegsgefangenschaft von einem Aufseher schikaniert worden, der provozierend laut in einen Apfel gebissen hatte.

Konnte man mit dieser Lehrergeneration warm werden?

Klar, dass das Verhältnis zu unseren Lehrern wesentlich distanzierter war, das waren zwei getrennte Welten. Es wäre mir gar nicht in den Sinn gekommen, einem Lehrer die Hand zum Gruß entgegenzustrecken, erst recht nicht, ihm von privaten Dingen zu erzählen. Heute sind wir als Lehrer viel näher dran an den Schülern. Wenn ein Schüler weint, wird er getröstet, wenn er Sorgen hat, hören wir zu und versuchen zu helfen. Wir mussten früher mit unserem Kummer allein zurecht kommen. Diese veränderte pädagogische Haltung ist das eigentlich Neue, wenn ich meine Schulzeit mit heute vergleiche.

Das Verhältnis der Lehrer untereinander ...

... auch das Verhältnis der Lehrer untereinander hat sich gewandelt. Ganz gut ablesbar ist das am Duzen, das für die vielen jüngeren Kollegen ganz selbstverständliche Gewohnheit ist. Das war undenkbar früher. Die Beziehungen untereinander waren formell und steif, man siezte sich. Als ich in den achtziger Jahren einer der Begleitlehrer beim Latymer-Austausch war, duzten wir die englischen Kollegen und die uns, aber untereinander blieben die deutschen Lehrer beim Sie. Das war schon merkwürdig.

Lenken wir den Blick von den Lehrern auf die Schüler: Wie haben sich die Schüler im Laufe der letzten Jahrzehnte verändert?

Schon rein äußerlich ist die Veränderung groß. Heute gibt es „Kleidervorschriften“, die man befolgen muss, wenn man „dazugehören“ will – das oft zitierte Markenbewusstsein. Schüler, die sich diesem dress code

verweigern, bewundere ich sehr. Zu meiner Schulzeit in den fünfziger und sechziger Jahren waren wir schon materiell gar nicht in der Lage, irgendwelche Ansprüche an die Kleidung zu erfüllen. Ich war das fünfte Kind meiner Eltern, da war anderes als die abgetragene Lederhose lange gar nicht denkbar.

Abgesehen von diesem Anpassungsdruck bei Kleidungsfragen: die Schüler sind heute selbstbewusster geworden, besonders was die Vertretung ihrer Interessen angeht. Wir haben damals unsere Noten hingenommen. Heute wird um bessere Noten gekämpft, nicht immer durch Fakten begründet. Wenn jemand, dessen Stimme ich bei der Notenbesprechung zum ersten Mal höre, fordert, dass seine Note für die mündliche Beteiligung heraufgesetzt wird, ist das schon erstaunlich.

1976 kamen, von Einzelfällen abgesehen, die ersten Mädchen an das Johanneum. Wie hat diese Neuerung die Atmosphäre in der Schule verändert?

Kontakt zum anderen Geschlecht hatten wir als Schüler eigentlich gar nicht. Mädchen traf man kaum, höchstens wenn man im A-Chor war oder in der Tanzstunde. Das war jedesmal ein Auftritt, wenn die „Heilig-Nonnen“ durch den Innenhof zur Chorprobe kamen. Überall in den Fenstern hingen Jungen und johlten. Wenn man Mädchen treffen wollte, musste man sich extra verabreden. Heute ist das alles etwas normaler. Wie normal, kann ich im Sportunterricht sehen: Beim Fußballspielen wird bei Mädchen genauso reingegrätscht wie bei Jungs.

Was wünschen Sie sich für das Johanneum?

Ich habe immer die überschaubare Größe der Schule geschätzt. Man sieht sich, kennt sich, respektiert sich. Es ist natürlich eine schöner Bestätigung für unsere pädagogische Arbeit, wenn das Johanneum so nachgefragt ist, dass dieses Jahr fünf 5. Klassen eingerichtet werden können. Ich wünsche mir aber, dass wir nicht noch weiter wachsen. Das Heimatgefühl, das ich die Jahrzehnte hindurch empfunden habe, das sollten auch künftige Johanner empfinden dürfen.

Die Fragen stellte Inken Hose, Redaktion: U.R

„Extrem einfach“

MATHIAS VON MARCARD ÜBER DIE ANFANGSJAHRE DER HÖDHÜTTE



Matrazenlager

Die Hödhütte, unser Schullandheim in den Radstädter Tauern, ist ein „Juwel“ (Eigenbeschreibung auf der Homepage), 1970 vom Hödhütten-Club gepachtet und seitdem alljährlich Ziel von Klassenreisen und Ferienkursen. Mathias von Marcard (abit. 1977), der „6- oder 7-mal“ dort war, erinnert sich, wie „extrem einfach“ alles damals, in den 70er Jahren, war.

Für die Kinder und Jugendlichen aus bürgerlichen Hamburger Haushalten war die Hütte eine andere Welt. Schon der Aufstieg mit Fellen (!) war eine Herausforderung. Oben angekommen, war die Überraschung, selbst wenn man vorgewarnt war, groß. „Es gab keinen elektrischen Strom, kein fließendes Wasser, keine Duschen. Statt WCs gab es Plumpsklos, im Waschgang lag Schnee.“ Die Bettenlager bestanden aus Schaumgummi-Matten, die in Holzverschlagen ausgebreitet wurden. Licht für die Räume kam



Gut gelaunt: Mathias von Marcard

aus „Glühstrümpfen“, die mit Gas gespeist wurden. Bei Kissenschlachten gingen sie regelmäßig entzwei – „unsere Lehrer fanden das gar nicht witzig, die Dinger waren teuer“. In den ersten Jahren gab es keinen Lift, um auf den Hausberg hinaufzukommen, dann gerade mal einen Schleplift, der immer nur zwei Schüler zur Zeit nach oben befördern konnte und per Hand betrieben wurde. Die Abende verbrachte man mit Kartenspielen – und lernte fürs Leben: „Mir wurde Skat und Doppelkopf auf der Hütte beigebracht – davon profitiere ich bis heute.“

Für von Marcard stellt die Hödhütte einen Höhepunkt seiner Schulzeit dar: „Es war schon recht primitiv, aber wenn man gern mit anderen zusammen ist, ist die Hütte genau das Richtige. Auf engem Raum zusammenzuleben, aufeinander angewiesen zu sein, das schweißt zusammen. Ich möchte die Zeit nicht missen.“



Kochkünste

Das Gesicht hinter dem Marmor

NEUER ZUGANG ZUM KLASSISCHEN GRIECHENLAND

Inmitten der aufgeregten Krisenstimmung des Jahres 2011, als in den deutschen Zeitungen das Griechenland-Bashing begann, forderte Helmut Schmidt: „Ich bitte mir mehr Respekt vor den Griechen aus“. Schließlich sei Griechenland die älteste Kulturnation Europas, ohne die Griechen würde es die Demokratie nicht geben, und weder Renaissance noch Aufklärung seien ohne das griechische Vorbild denkbar.

Spätestens wenn man das Buch von Evi Sarantea gelesen hat, kommt man zu dem Schluss: Der Mann hatte recht. Zwar wussten wir alle zumindest diffus aus unserer Schulzeit, dass die Griechen ziemlich viel Großes geleistet haben. Evi Sarantea verpasst uns jedoch mit ihren klugen Texten einen Crash-Kurs in griechischer Kultur, und wir machen uns klar, dass die alten Griechen eigentlich alles, was uns heute bewegt, in der einen oder anderen Form schon einmal durchdacht haben.

Nur ein paar Beispiele:

- Achtsamkeit, das neue Modewort – hat Epikur beschrieben und gefordert,
- Tanz- und Bewegungstherapie für psychisch Kranke – Asklepiades lässt grüßen,
- Atom und schwarzes Loch – Begriffe von Demokrit, die bis heute verwendet werden,
- Evolutionstheorie – stammt von Anaximander.

Das Besondere an diesem Crash-Kurs ist, dass er nicht nur den Intellekt, sondern auch das Auge anspricht. Evi Saranteas Rekonstruktionsporträts sind das Ergebnis akribischen Quellenstudiums, keine Phantasiegebilde. Sie geben den blassen Marmorgesichtern Ausdruckskraft und Identität.

Dabei waren die Bronzestatuen in der Antike ursprünglich farbig angemalt und besaßen auch Augen. Fast alle Originale gingen verloren, überlebt haben die blassen Marmorkopien aus der Römerzeit.

Als Sextaner hatte ich Angst vor den Gesichtern in der Ehrenhalle des Johanneums: Büsten von Euripides über Homer



und Platon bis Herodot. Augenlose Gesichter, die eher einem älteren Lehrer mit Glasauge ähnelten, der sich einen Spaß daraus machte, jüngere Schüler zu erschrecken.

Evi Sarantea hat mir diese Angst genommen. Jetzt sehe ich in den Rekonstruktionsporträts plötzlich nur allzu menschliche Gesichtszüge, mit nuanciertem Ausdruck – Klugheit, Humor, Weisheit, Verschmitztheit. Gesichter, mit denen man Inhalte verbinden kann.

Das ist das große Verdienst dieses Buches: Die Inhalte mit Gesichtern zu verbinden und damit auch emotional erfahrbar zu machen. Evi Sarantea hat uns einen neuen Zugang zu den Leistungen des klassischen Griechenlands eröffnet.

Das Buch „Das Gesicht hinter dem Marmor“, aus dem Neugriechischen übersetzt von Rainer Scheppelmann, erscheint als Hardcover, hat 140 Seiten und kostet 24,80 €. Es ist im Buchhandel unter der ISBN 978-3-9818287-2-6 oder direkt bei www.edition-kentavros.eu erhältlich.

Rainer Scheppelmann (abit. 1968)

Am 20. November 2017 wird um 19:00 Uhr in der Ehrenhalle des Johanneums eine Ausstellung mit 40 Rekonstruktionsporträts und Begleittexten eröffnet. Die Autorin Evi Sarantea hält persönlich den Einleitungsvortrag, berichtet von ihrer Arbeit und steht für Fragen zur Verfügung.

ABIT. 1976 – AXEL PFEIFER

Gemeindeältester von St. Michaelis

Alle Gemeinderäte der Hamburger Kirchen hatten in diesem Jahr ihre konstituierenden Sitzungen. Die neuen Mitglieder wurden willkommen geheißen; wer wiedergewählt wurde, bewegte sich auf vertrautem Terrain. So ist es alle sechs Jahre wieder, wenn die Amtszeit des alten Gemeinderats abgelaufen ist und die des neuen beginnt. Eine Hamburger Besonderheit sind die „Oberalten“: sie sind „geborene“ Mitglieder des Gemeinderats. Dr. Axel Pfeifer (abit. 1976), Hamburger Notar und Gemeindeältester von St. Michaelis, gehört zu dieser besonderen Spezies.



Gemeindeältester und Oberalter: Axel Pfeifer

Das Kollegium der Oberalten ist eine alte Hamburger Institution, die seit 1528 existiert. Jeweils drei Gemeindeälteste der Hamburger Hauptkirchen (St. Petri, St. Nikolai, St. Katharinen, St. Jacobi, St. Michaelis) bilden diese traditionsreiche Vereinigung. Auf der Homepage der Oberalten heißt es: „Die Oberalten, die nach dem Senioritätsprinzip in ihr Amt kamen, waren früher nicht nur ein weises, sondern meist auch ein greises Kollegium. Doch waren sie bis ins 19. Jahrhundert in der Machtbalance zwischen Bürgerschaft und Rat das wichtigste Bürgergremium mit umfangreichen politischen und sozialen Aufgaben.“ Diese Aufgaben haben die Oberalten heute nicht mehr. Sie sind nur noch als Kuratorium für das Hospital zum Heiligen Geist, ein großes Hamburger Seniorenwohnheim, tätig. Und sie sind automatisch Mitglied im Gemeinderat ihrer Gemeinden.

Axel Pfeifer ist seit 20 Jahren im Gemeinderat, es ist also eine lange Zeit, die er überblickt: „Ich habe mit Hauptpastor Helge Adolphsen gut zusammengearbeitet, und mit Alexander Röder klappt es exzellent.“ Als stellvertretender Vorsitzender des Gemeinderats – erster Vorsitzender ist immer der Hauptpastor – ist gute Kooperation allerdings auch ein Grunderfordernis. Der Michel überragt, wörtlich und bildlich gesprochen, alle anderen Kirchen: bedeutendste

Barockkirche Norddeutschlands, ein Turm mit 132 m Höhe, eine Gemeinde mit mehr als 2000 Mitgliedern, Predigtstätte der Hamburger Bischöfin („Bischöfskirche“), ein Unternehmen mit über 100 hauptamtlich Beschäftigten – und nicht zuletzt: Wahrzeichen Hamburgs und Touristenmagnet mit 1,5 Millionen Michel-Besuchern im Jahr. Es ist klar, dass eine Gemeinde mit diesem Profil sich anders „aufstellen“ muss als andere Kirchengemeinden. „Wir sind 100 Prozent professionell“, meint Pfeifer, „für Gefühligkeiten ist kein Platz.“

Damit der Gemeinde die Aufgaben nicht über den Kopf wachsen, hat der Gemeinderat verschiedene Ausschüsse berufen: den Finanz- und Verwaltungsausschuss („Beede“), den Gemeindepflegeausschuss, den Gottesdienstausschuss und die Kirchenmusikalische Kommission. Nicht zu vergessen die Stiftung St. Michaelis (Motto „Für den Michel spenden“). Pfeifer: „Die Kirchensteuern decken nur 8 Prozent unserer Kosten, ohne privates Engagement wäre der Michel nicht lebensfähig.“ Die Erfolgsbilanz lässt sich sehen. Turm und Kirchenschiff wurden restauriert, das Gemeindehaus grundsaniiert, neue Glocken gegossen, ein roter Teppich verlegt, und ein Besucherzentrum ist in Planung.

Pfeifer ist in seiner Funktion als stellvertretender Gemeinderatsvorsitzender bei allen Ausschusssitzungen dabei. Warum macht er das, warum übernimmt er ein so zeit- und kraftraubendes Amt? Er habe sich schon immer gern für die Gemeinschaft eingesetzt, das sei schon am Johanneum so gewesen, wo er zum Schulsprecher gewählt wurde – „Dienst an der res publica“ nennt er das. Als zweiten Grund führt er die besonderen Qualitäten des Michel an. Im Mittelpunkt des Gemeindelebens stehe der Gottesdienst, für dessen Ausgestaltung Pfeifer wiederholt das Wort „reich“ benutzt: keiner der 500 Gottesdienste im Jahr wird ohne Abendmahlsfeier abgehalten, musikalische Ausgestaltung

gehört immer dazu. Der Gottesdienst grenze niemals aus, sondern wirke integrierend (Pfeifer: „Heimat gebend“). Von Extremen werde abgesehen: „Hier gibt es keine einseitige Politisierung und auch kein Abdriften ins Evangelikale.“ Als dritten und letzten Grund, sich für diese „Leuchtturmkirche“ ins Geschirr zu legen, nennt Pfeifer die Lust am Gelingen. Für den Michel zu arbeiten mache Spaß, weil es „einfach gut läuft“: „Alle sind mit Verve dabei, missmutige Bedenkenträger gibt es hier nicht.“

Die Amtszeit als Oberalter endet mit dem 75. Lebensjahr. Axel Pfeifer bleibt dem Michel also noch etwas länger erhalten.

U.R.

ABIT. 1996 – MORITZ WENDT

In Schweden zu Hause

Moritz Wendt ist herumgekommen. Zunächst zog es ihn zum Studium nach Oxford und London, 2004 wechselte er nach Stockholm, wo er den Master of Business Administration machte. Stockholm wurde sein neuer Lebensmittelpunkt. Hier fand er einen Job bei der SEB-Bank, heiratete eine Schwedin, hier wurden seine beiden Söhne geboren. Heute leitet er das Institutionelle Asset Management-Geschäft der SEB und ist mitverantwortlich für die Betreuung von etwa 100 Milliarden Euro Assets.

Als Deutscher kommt Wendt in Schweden „super“ zurecht, wie er sagt, die Schweden seien Deutschland gegenüber positiv eingestellt: „Deutschland hat einen besseren Ruf im Ausland, als viele Deutsche glauben.“ Wendt betont, dass er offen für neue Kontakte war, sich also nicht in die deutschen Community zurückgezogen hat; das hat es ihm erleichtert, in seiner neuen Heimat Zugang zu finden. Dass er schnell gelernt hat, Schwedisch zu sprechen, war die Folge. Im Übrigen könnten die Skandinavier in der Regel gut Englisch – ein weiterer Grund, warum Wendt schnell



Eine glückliche Familie

Kontakt fand. Er fühlt sich wohl in Schweden: „Es ist ein offenes Land, diskussionsfreudig, und man fühlt sich sicher.“

Englisch hatte Wendt am Johanneum vergleichsweise wenig gelernt. Das findet er aber nicht schlimm; was ihm an Sprachfertigkeit fehlte, hat er im Studium in England schnell nachholen können. Griechisch und Latein gehabt zu haben, möchte er nicht missen: „Das kriegt man nicht noch einmal im Leben geboten.“

Bei einer 60 bis 70-Stunden-Arbeitswoche zu einer akzeptablen Work-Life-Balance zu finden, ist nicht leicht. Aber für körperliche Fitness zu sorgen bleibt dennoch Zeit. Zuletzt hat Wendt an einem „Tough Viking“-Hindernislauf teilgenommen, der durch Feuer und Wasser, Eis und Schlamm führte, das Ganze in Volksfestatmosphäre. „Ein bisschen verrückt“, meint Wendt, und der Stolz, den Parcours bewältigt zu haben, ist ihm anzumerken.

U.R.

ABIT. 2014 – JAKOB REHDER

Leidenschaftlicher Debattierer

Jakob Rehder hat gemeinsam mit zwei anderen Studenten einen außerordentlichen Erfolg erzielt. Das Trio, das seit 2014 an der Bucerius Law School studiert, gewann in Oxford den renommierten Gerichtswettbewerb „15th Annual Oxford International IP Law Moot Competition“. „IP“ steht für Intellectual Property (geistiges Eigentum), ein „Moot Court“ ist ein fiktives Gericht.

In der 15-jährigen Geschichte dieses Wettbewerbs ist es das erste Mal, dass Nichtmuttersprachler gewinnen konnten. Das Hamburger Team arbeitete seit verganginem Oktober an zwei Schriftsätzen, jeweils aus Kläger- und Beklagtenperspektive, um sich für die Endrunde der besten 24 Teams zu qualifizieren. Die Rollen, die sie vor Gericht spielen würden, haben sie intensiv geübt, „gemootet“, wie sie sagen: „Man mootet, was das Zeug hält.“ Vor Ort in Oxford bestritten sie dann insgesamt sieben mündliche Verhandlungen gegen Teams aus der ganzen Welt. Höhepunkt war das Finale vor drei britischen High Court Judges auf der Richterbank gegen die University of Toronto.

Dass ein Absolvent eines altsprachlichen Gymnasiums sich so wacker in einer Fremdsprache schlägt, kommt nicht alle Tage vor. Rehder nennt Gründe: Er hat am Johanneum einen Englisch-Kurs auf erhöhtem Niveau besucht, war nach dem Abitur ein Jahr im englischsprachigen Ausland (USA, Australien) und hat das Auslandssemester an der Universität Stellenbosch in Südafrika verbracht. In Australien hat er Geld verdient mit



Jakob Rehder in Aktion

dem Verkauf von Energiesparverträgen: „Ich musste von Tür zu Tür gehen und die Leute vom Wechsel des Anbieters überzeugen. Das schult ungemein.“

Zu debattieren war schon zu Schulzeiten Rehders Leidenschaft. Der Wettbewerb „Jugend debattiert“, an dem das Johanneum seit vielen Jahren teilnimmt, war wie für ihn gemacht. 2012 nahm er am Landeswettbewerb teil und überzeugte die Wettbewerbsjury mit seiner Rhetorik. Der 1. Preis war der Lohn. Der Erfolg in Oxford ist also kein Zufall, sondern vorläufiger Endpunkt eines früh erkennbaren Weges.

Die Bucerius Law School ist übrigens „superstolz“ auf ihre Preisträger. Der Siegerpokal, den sie nach Hamburg mitgebracht haben, hat einen prominenten Platz in einer Glasvitrine im Gebäude gefunden.

U.R.



Großer Bahnhof für die Gewinner



So sehen Sieger aus

1950er

abit. 1956 – Uwe-Peter Bernhard

Uwe-Peter Bernhard, seit seiner Schulzeit von allen nur „Bevin“ genannt, hat seine Kindheits- und Jugenderinnerungen veröffentlicht. Das Johanneum der Nachkriegszeit mit den „Lieblingslehrern“ Dr. Kasten, Professor Oppermann und Holger Reimers ist ebenso präsent wie das Eppendorf und Winterhude der 40er und 50er Jahre. Bestellungen (22,90 €) über die Tochter: saskia@bezenberger.de.

*abit. 1958 – Hans-Jürgen Preuß*

Hans-Jürgen Preuß, Pastor im Ruhestand, kann mit seiner Initiative „Glinde gegen rechts“ einen Erfolg verbuchen. Seit mehr als fünf Jahren protestieren er und seine Mitstreiter gegen das Bekleidungsgeschäft „Tønsberg“, das die bei Rechtsextremen beliebte Thor-Steiner-Kleidung verkauft (siehe DAS JOHANNEUM 1/2015). Sechs Monate nach dem Ende des Mietvertrags sind die Regale endlich geräumt und der Laden geschlossen. Mit Genugtuung stellt Preuß fest, dass sich die täglichen Mahnwachen und Demonstrationen gelohnt haben.



1960er

abit. 1961 – Hermann Vogel

Zu Ehren von Prof. Hermann Vogel, dem ehemaligen Chef der Radiologie des AK St. Georg, veranstaltete das Rechtsmedizinische Institut der Uniklinik Eppendorf (UKE) im Juli ein wissenschaftliches Symposium („Visionen in der postmortalen Bildgebung“). Vogel, der in diesem Jahr 75 wird, hat die Vorzüge der CT-Obduktion erforscht: „Wir prüfen, in welchen Fällen das CT die klassische Sektion irgendwann ersetzen könnte.“

*abit. 1962 – Klasse 13 a*

Von den ehemals 23 Klassenkameraden waren diesmal elf zum Klassentreffen erschienen. Zweier Todesfälle wurde gedacht; außerdem musste über einen Wechsel in ein Demenz-Pflegeheim berichtet werden. Einem anderen Mitschüler galten die Genesungswünsche nach durchgestandenem Schlaganfall. Der Kreis versandte eine Grußkarte an den einzigen noch lebenden Lehrer, Herrn Molineus, und an den Sohn des Klassenlehrers Dr. Wendt.

abit. 1962 – Klasse 13 b

In München trafen sich im Prälatenstüberl des Ratskellers zwölf von 21 Abiturienten der Klasse 13 b, die von Dr. Brahmstedt geleitet worden war, der vor wenigen Jahren mit 100 verstorben ist. Frank Becker-Nickels: „Das war übrigens das Abitur, bei dem wegen der grausamen Sturmflut das grüne Kupferdach der Vorhalle abgedeckt wurde.“

Von den 21 Ehemaligen sind drei inzwischen verstorben.

abit. 1963 – Andreas Elepfandt

Wie schon 2011 unterrichtet Prof. Dr. rer. nat. Andreas Elepfandt auch dieses Jahr für zwei Semester in Kapstadt an der University of the Western Cape, einer Universität für „früher Benachteiligte“, Fachgebiet Zoologie.

*abit. Klassentreffen 1963 – Klasse 13 b*

Auf Einladung von Peter Pinnau traf sich seine Klasse, soweit im Großraum Hamburg



wohnhaft, um sich gemeinsam mit ihm die Ausstellung über seinen Vater, den Architekten Cäsar Pinnau (1906 – 1988), im Altonaer Museum anzuschauen. Cäsar Pinnau war umstritten wegen seiner Zusammenarbeit mit „Hitlers Architekten“ Albert Speer. Zahlreiche Bürgervillen sowie Büro- und Schiffsbauten, u.a. für Rudolf-August Oetker und für Aristoteles Onassis, zeugen davon, dass Pinnau auch in der Nachkriegszeit seine Gestaltungskraft in den Dienst der Reichen und Mächtigen stellte.

abit. 1965 – Hans-Jörg Keim



Dr. med. Hans-Jörg Keim hat nach 49 Jahren wissenschaftlicher und ärztlicher Beschäftigung mit Hypertensiologie und Nephrologie in

Hamburg, Richmond, Va. und New York, N.Y., Mainz und zuletzt in Darmstadt seine praktische ärztliche Tätigkeit Mitte des Jahres beendet.

1970er

abit. 1976 – Oscar-Michael Stachow

Dr. med. Oscar-Michael Stachow hat eine Stelle als Chefarzt der Chirurgischen Abteilung am Agaplesion-Diakoniekrankenhaus Seehausen (Altmark) übernommen. Im vergangenen Jahr gab der begeisterte Hobbymusiker („Mick and Stones“) in der Hamburger Laeiszhalle ein Konzert vor über 1000 begeisterten Besuchern. Stachow: „Es war ein Crossover-Konzert mit fast 100 Musikern auf der Bühne (Symphonieorchester, Chor und Kinderchor) sowie einer Sopranistin (Miriam Sharoni), einem Tenor (Adam Sanchez) und Julia Neigel, einer der bekanntesten Rocksängerinnen Deutschlands.“



1980er

abit. 1982 – Nikolas Bertheau

Nikolas Bertheau und Marie Ladda freuen sich über die Geburt ihrer Tochter Aurélie.



abit. 1985 – Christian Holle

Christian Holle gibt die Geburt seines Sohnes Valentin Benedict Christian Holle bekannt. – Holle eröffnet im



November zum 7. Mal den „Salon der Gegenwart“. Vom 10. bis 12. 11. 2017 wird er im Haus Große Bleichen 34 wieder 15 weitgehend unbekanntem und ebenso vielen erfolgreichen Künstlern Öffentlichkeit verschaffen. „Das ist meine Art, Kunst zu unterstützen“, sagt der erfolgreiche Immobilienmanager und Philanthrop.

1990er

abit. 1992 – Rafael von Heppe

Dr. Rafael von Heppe ist im Mai 2017 zum Notar mit dem Amtssitz in Frankfurt am Main bestellt worden.



abit. 1993 – Christina Domnick

Christina Domnick wechselt nach neun Jahren Studienleitung der Komischen Oper Berlin zur Spielzeit 2017/18 als Assistentin des Generalmusikdirektors ans Hessische Staatstheater Wiesbaden. Ihr Motto: „Aus der Seele muß man musizieren und nicht wie ein abgerichteter Vogel“ (C.P.E. Bach).



abit. 1995 – Katharina Zweig

Katharina Zweig, geb. Lehmann, Professorin des Fachbereichs Informatik der Technischen

Universität Kaiserslautern, ist Preisträgerin des Ars-legendi-Fakultätenpreis für exzellente Lehre in den Ingenieurwissenschaften und der Informatik 2017. Der Preis wird von 4ING und vom Stifterverband vergeben. Er ist mit 25.000 € dotiert.

abit. 1997 – Arlof Pieniak

Arlof Pieniak, Trainer und Bewegungstherapeut mit eigener Praxis in Eppendorf, hat die „Perfekte Methode“ (Buchtitel) entwickelt, um „typgerecht zu trainieren“ (Südwest, 192 Seiten, 19,99 Euro). Ob Schmerzfreiheit, Bikinifigur oder Leistungssport das Ziel ist – die Voraussetzung für ein effizientes und erfolgreiches Training sind anatomisch richtige Bewegungsabläufe. Mithilfe seines 3-Schritte-Programms aus Mobilisieren, Stabilisieren und Trainieren macht Arlow Pieniak jeden fit.



abit. 1999 – Christos Petridis

Dr. med. Christos Petridis hat am Hamburger Marienkrankenhaus die Leitung der Gefäßchirurgie übernommen. Am häufigsten werden Patienten mit Durchblutungsstörungen der Beine (sogenannte Schaufensterkrankheit) und Patienten mit schlecht heilenden Wunden behandelt (z.B. diabetischer Fuß). Petridis kommt von der Sana Regioklinik Elmshorn, wo er zuletzt als Oberarzt am zertifizierten Gefäßzentrum tätig war. Mit 36 Jahren ist er jüngster Leitender Arzt einer Gefäßchirurgie in Deutschland.



2000er

abit. 2000 – Juliane Sydow, geb. Grunwaldt

Juliane Sydow gibt die Geburt Ihrer Tochter Emmi Pauline Sydow bekannt.

abit. 2001 – Julian Sengelmann

Julian Sengelmann ist gut „aufgestellt“: Er ist als Theologe, Sänger und Schauspieler tätig und neuerdings als TV-Moderator unterwegs. In der neuen Reihe „Die Tatorte der Reformation“, zu sehen in den Dritten Programmen der ARD, begibt er sich auf die Suche nach Kriminalfällen und Tatorten der Reformationszeit in Deutschland und der Schweiz.



abit. 2001 – Martin Twellmeyer

Mit der Gründung der optilyz GmbH in Berlin im Jahr 2015 hat sich Martin Twellmeyer dem „eingestaubten“ Markt der adressierten Werbepost gewidmet: „Dieser Marketingkanal wird von immer mehr Unternehmen als erfrischende Ergänzung zum E-Mail-Marketing wiederentdeckt. Die Software ermöglicht dabei die reibungslose Buchung, Automatisierung und Optimierung von Mailing-Kampagnen. „Heute noch vorherrschende zeitaufwändige und manuelle Prozesse werden so endgültig digitalisiert.“



abit. 2004 – Sarah Schiebler

Dr. med. Sarah Schiebler, Fachärztin für Psychiatrie und Psychotherapie, ist seit August 2017 Oberärztin an der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie, UniversitätsSpital Zürich



abit. 2007 – Frederike Düvelius

Frederike Düvelius, frisch examinierte Volljuristin, hat eine Stelle als Rechtsanwältin im Immobilienwirtschaftsrecht bei der Kanzlei 3A Partner | Immobilieninvestment, Recht und Strategie in Berlin angetreten.

VERSTORBENE EHEMALIGE

abit. 1950

Jens-Peter Laub, Hamburg

abit. 1954

Dr. Peter-Wolfgang Fretwurst, Hamburg

praec. 1955–1992

Herbert Schultz, Hamburg

